

# Adalbertus

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

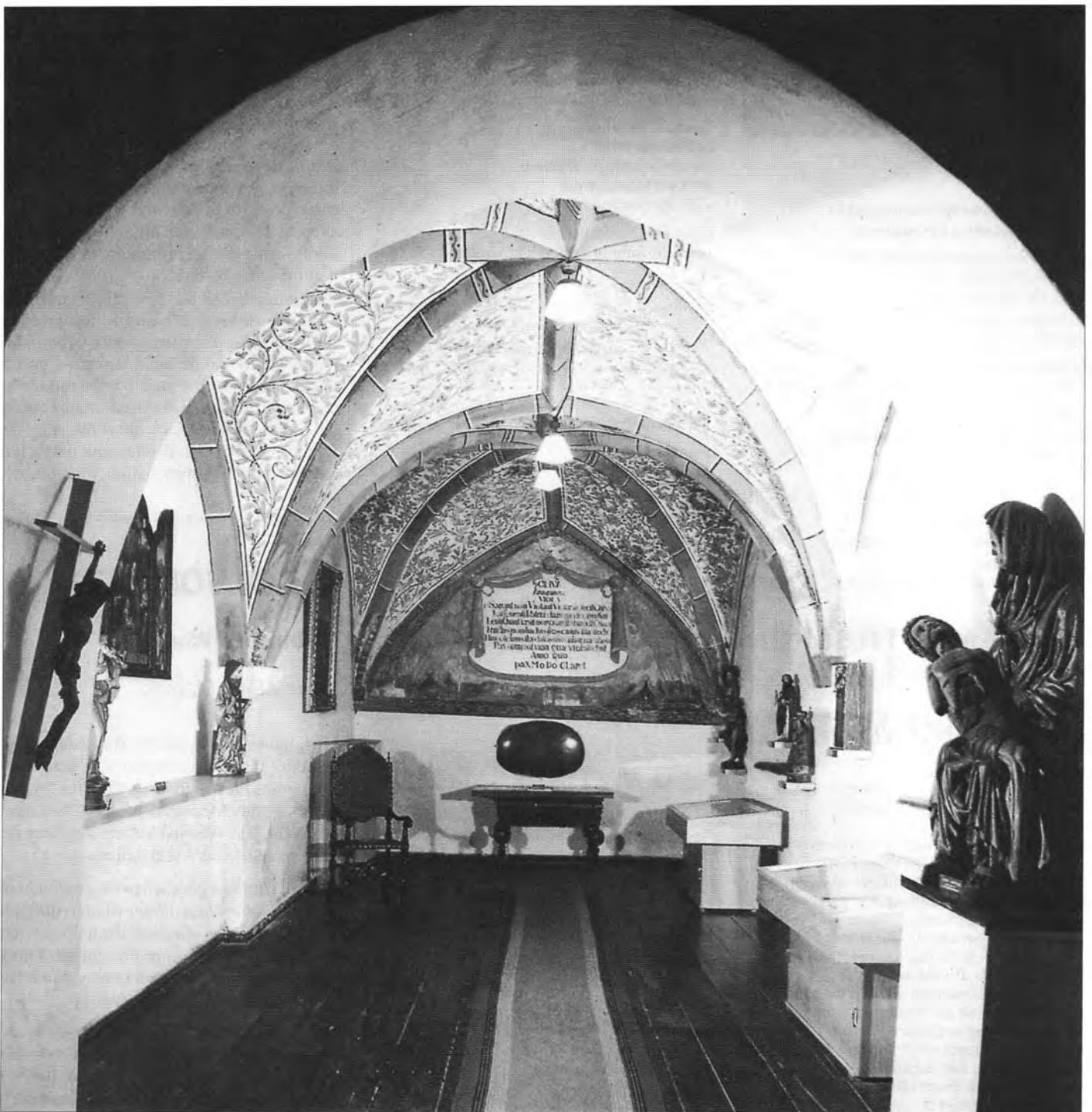
adalbertus-werke e.v.

bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend

katholische jugend aus danziger familien

# forum



# INHALT

Gerhard Nitschke <b>MARE BALTICUM</b>	Seite 2
Pfarrer Paul Magino <b>Einer von uns – Geistliches Wort</b>	Seite 2
Georg Domansky <b>Historische Beziehungen der Ostseeländer</b>	
I. Völker und Handelswege im Ostseeraum im Mittelalter und früher Neuzeit	
II. Der Kampf um das „Dominium maris baltici“. Vom Frieden zu Olivia bis zum Wiener Kongreß	
Zu den Referaten von Dr. Hans Werner Rautenberg	Seite 4



Eberhard Lilienthal <b>Die aktuelle politisch-wirtschaftlich-ökologische Lage und mögliche Perspektiven</b>	
Referat aus westeuropäischer Sicht Zum Referat von Prof. Dr. Alfred Gomolka	Seite 8
Referat aus ostmitteleuropäischer Sicht Zum Referat von Prof. Dr. Dariusz Filar	Seite 8
Gesprächsforum mit den beiden Referenten	Seite 9
Edgar Lipscher <b>Geistig-kulturelle Verflechtungen der Länder im Ostseeraum</b>	
Zum Referat von Prof. Dr. Ferdinand Seibt	Seite 10
Christel Gollmann <b>Kirchliche Verflechtungen der Länder im Ostseeraum</b>	
Zum Referat von Dr. Georg Michels	Seite 12

**53. GEMENTREFFEN**  
VOM 21. BIS 26. JULI 1999

# IMPRESSUM

**Herausgeber:**  
adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend,  
Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf.

**Redaktion:**  
Gerhard Nitschke (verantw.), V. Nitschke-Wobbe  
Am Gantenberg 1, 40489 Düsseldorf,  
Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74.

**Gestaltung und Herstellung:**  
Willi Wilczek SatzService,  
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf,  
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77.

**Fotos:** A. Brede, B. Ordowski.  
Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr.  
Für Mitglieder ist der Bezugspreis im  
Mitgliedsbeitrag enthalten.  
Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe  
von 20,- DM je Jahr erbeten.  
Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)  
Konto-Nr. 1519 66-435



Claudia Gawrich <b>Die Region Königsberg/Kaliningrad – Situation und Zukunftsvision</b> Zum Referat von Prof. Dr. Wladimir Gilmanow	Seite 13
Adalbert Ordowski <b>Gesprächsforum – Perspektiven geistig-kultureller Zusammenarbeit</b>	Seite 15
Alfred Ordowski <b>Gesprächsforum – „Missionland“ Ostseeraum? – Chancen christlich-ökumenischer Zusammenarbeit</b>	Seite 17
Brigitte Ordowski <b>Der Zauber der Farben</b> Besichtigungsfahrt nach Kevelaer	Seite 19
Gerhard Nitschke <b>In trinitate robur – Gedenkstunde für Bischof Dr. Carl Maria Splett</b> Zum Referat von Gerhard Erb	Seite 20
Pater Diethard Zils OP <b>Festliche Stunde – Einheit in Vielfalt</b>	Seite 22
<i>adalbertus-werk und adalbertus-jugend wünschen allen Lesern des adalbertusforums Gottes Segen zum Christfest und für 1999</i>	
<b>Jahreshauptversammlung</b>	Seite 24
Jennifer Neudeck <b>Jugendprogramm</b>	Seite 25
Mirjam Willert <b>Kinderprogramm</b>	Seite 26
Viola Nitschke-Wobbe <b>Gottesdienste</b>	Seite 26
Viola Nitschke-Wobbe <b>Kulturelle Beiträge rund um den Ostseeraum</b>	Seite 27
<b>Auszeichnung</b>	Seite 28
<b>Zum Gedenken</b>	Seite 28
<b>Veranstaltungen</b>	Seite 28

# ZUM TITELBILD

Friedenssaal in Oliva, ehemaliges Laienrefektorium, heute Teil des Diözesanmuseums und nicht mehr in originaler Form erhalten. Nach der Überlieferung wurde hier am 3. Mai 1660 auf dem an der Rückwand stehenden Renaissance-tisch der „Friede zu Oliva“ unterzeichnet. Auf dem Gemälde an der Rückwand wird Oliva als Friedenshort in lateinischen Distichen gepriesen (s. S. 7). Es zeigt darunter das schwedische und das polnische Heerlager, dazwischen das Kloster Oliva, dahinter die Stadtsilhouette von Danzig.

Seit dem 52. Gementreffen sind schon wieder fast fünf Monate vergangen, Monate, in denen vor allem das mit den Neuwahlen zum Deutschen Bundestag verbundene politische Geschehen in unserem Land die Erinnerungen an diese Tagung auch bei den Teilnehmern vielleicht schon mehr oder weniger hat verblässen lassen.

Doch lohnt es sich, noch einmal in Gedanken zu den diesjährigen Gementagen im Juli zurückzukehren, sowohl für die Teilnehmer selbst als auch für jene, die diese Tage nicht miterlebt haben, und die ausführlichen Berichte in dieser Ausgabe des **adalbertusforums** zu lesen, zumal man sicher das 52. Gementreffen – sowohl von der thematischen Vorgabe, als auch von der Kompetenz der Referenten und den inhaltlichen Ergebnissen her – als ein besonders erfolgreiches bezeichnen kann.

MARE BALTICUM – GESCHICHTE – GEGENWART – ZUKUNFT IM OSTSEERAUM hieß das diesjährige Leitthema. Es stellte sich damit in den gleichen europäischen Kontext, dem schon die Leitworte der beiden letzten Gementreffen gegolten hatten, jedoch in einer geographischen Beschränkung auf jenen nördlichen Raum, der durch seine wirtschaftlichen, politischen, geistigen, kulturellen und kirchlichen Verflechtungen sowohl historisch als auch in Hinblick auf die europäische Zukunft von besonders hohem Interesse ist: den OSTSEERAUM.

Unter den mehr als 170 Teilnehmern des Treffens waren Gäste und Referenten aus sieben der anrainenden Länder dabei – darunter wieder ca. 40 aus Danzig –, um mit uns zu beraten, aber auch wieder mit uns zu feiern und zu beten. Wir freuten uns besonders, daß diesmal vier Bischöfe aus vier Ländern und beiden Konfessionen ihre Teilnahme zugesagt hatten, um mit uns den

# Einer von uns

## Geistliches Wort

*Pfarrer Paul Magino*

Ungeheuerlich ist, was an Weihnachten geschieht. Gott wird einer von uns. Gott kommt ins Fleisch in Jesus Christus. Er geht den Weg des Menschen, deinen Weg, meinen Weg, den Weg ins Leben, den Weg des Sterbens und des Auferstehens.

Was an Christus geschehen ist, geschieht im Leben des Christen immer wieder; und weil wir Christen das glauben, deshalb gewinnt für uns das Leben Sinn und Inhalt. Durch Sterben kommen wir zum Leben, durch Not zum Sieg, durch das Nein zum Ja.

An Weihnachten klingt all das an: in der Herbergsuche die Ortlosigkeit von uns Menschen, in der Geburt im Stall die Verbundenheit Gottes mit in den Ärmsten, in

ökumenischen Dialog zu führen. Leider mußte einer davon wegen plötzlicher Krankheit absagen, wurde dann jedoch durch einen kompetenten „Ersatzmann“ vertreten.

Einen besonderen Akzent in Hinblick auf die Öffentlichkeitswirkung in Polen erhielt dieses Treffen dadurch, daß zum ersten Mal während des gesamten Verlaufs ein polnisches Fernseherteam aus Danzig dabei war und eine Dokumentation über unsere Arbeit erstellte. Das Ergebnis fand seinen Niederschlag in einem 30minütigen Fernseh-

## MARE BALTICUM

film, der am 17. September in *RADIO GDAŃSK 3* und Anfang Oktober auch überregional und im polnischen Auslandsprogramm ausgestrahlt wurde, sowie in einem am 18. September in Danzigs größter Tageszeitung *Dziennik Bałtycki* erschienenen ganzseitigen Artikel unter dem Titel „*Pomost*“ (Die Brücke), verfaßt von Jolanta Stefanowska, die auch das Fernseherteam leitete. Beides hat den Bekanntheitsgrad unserer Arbeit in Danzig erheblich gefördert, wie man während der 5. *Deutsch-polnischen Studententagung in Danzig* Anfang Oktober 1998 verspüren konnten.

In einer Reihe von vier Vorträgen wurde zunächst der geschichtliche Hintergrund des Raums um das MARE BALTICUM in seinen verschiedenen Facetten der historischen, ökonomischen, kulturellen und kirchlichen Verflechtungen erhellt. Besonders beeindruckend war ein zusätzlicher Vortrag des russischen Prof. Dr. Wladimir Gilmanow aus Königsberg zum Thema „*Die Region Königsberg/Kaliningrad – Situation und Zukunftsvision*“, in dem er eine „*Infra-*

*struktur der Liebe*“ einforderte, die die Chancen eröffne, aus dem Geist kantscher Ethik heraus diesem Raum an der Ostsee, der in den letzten 50 Jahren in besonderer Weise Schaden genommen habe, wieder seinen geschichtlichen Platz im künftigen Europa zurückzugeben.

Durch die intensiven historischen Einblicke wurde die Grundlage geschaffen für drei Gesprächsforen, in denen die *aktuelle Lage und mögliche Perspektiven für die Zukunft* diskutiert wurden, und zwar am Donnerstagnachmittag in *politisch-wirtschaftlich-*



*ökologischer* Hinsicht, am Freitagnachmittag in Hinblick auf die *geistig-kulturelle Zusammenarbeit* und am Samstagvormittag unter dem Thema „*Missionsland Ostseeraum? – Chancen christlich-ökumenischer Zusammenarbeit*“, ein Höhepunkt durch die Teilnahme der Bischöfe.

Am Sonntag sprach dann in der Festlichen Stunde Pater Diethard Zils OP, Assistent des Ordensoberen der Dominikaner für Ost- und Mitteleuropa, zum Thema: „*Einheit in Vielfalt – Symbiose als Beitrag zum friedlichen Miteinander*“ und entwickelte die Vision eines Europa im 3. Jahrtausend,

in dem auch die kleinen Staaten ihren Platz haben. Der „*babylonischen Verwirrung*“ in diesem Jahrhundert müsse im kommenden der „*pfingstliche Geist der Einheit*“ entgegenwirken.

Wie stets gab es wieder separate Programme für Jugendliche und Kinder sowie eine Reihe von kulturellen und gottesdienstlichen Veranstaltungen, deren Höhepunkte das Festhochamt am Sonntag und der Ökumenische Wortgottesdienst am Samstagabend waren, jeweils mit der Teilnahme von drei Bischöfen und sechs weiteren Priestern. Dem Wortgottesdienst voraus ging eine Gedenkstunde unter dem Thema „*IN TRINITATE ROBUR – Dr. Carl Maria Splett*“, aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Geburtstages und 60. Wiederkehr des Weihetages des letzten deutschen Bischofs von Danzig.

Daneben standen wie immer viele Gespräche, Geselligkeit und musische Begegnung. Einen besonderen Akzent der Begegnung und Information setzte die nun schon zum dritten Mal am Samstagnachmittag durchgeführte „*Besichtigungsfahrt für die ausländischen Gäste*“, die diesmal nach Kevelaer führte.

Auch nach diesem 52. Treffen gingen am Ende die Teilnehmer sicher bereichert auseinander, wohl auch in dem Bewußtsein, daß sie in diesen Tagen wieder ein Stück Wegstrecke aufeinander zugegangen waren. Am Ende der Festlichen Stunde am Sonntag habe ich in meiner Schlußansprache erneut auf den bleibenden Auftrag an die Gemeinschaft verwiesen, im Sinne des *pfingstlichen Geistes* – den Pater Zils in seiner Festansprache für die Zukunft im 3. Jahrtausend gefordert hatte – in dem Bemühen, Brücken nach Ostmitteleuropa zu bauen, nicht nachzulassen.

**Gerhard Nitschke**

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.



*Die Geburt Christi*, Holzschnitt aus dem 16. Jh. Original in der ehemaligen Danziger Stadtbibliothek.

der Myrrhe – Geschenk der Weisen aus dem Morgenland – die Ahnung vom Sterben, in der Flucht nach Ägypten die Wirklichkeit von Vertreibung und Verlust der Heimat.

Und doch ist über all dieser harten Lebenswirklichkeit der Klang der Engelsstimmen, Lob Gottes ohne Ende, und doch strahlt in das Dunkel der Nacht das Licht vom Himmel, das Licht im Stall.

Der große Gott wird klein, um uns Kleine groß zu machen. Er kommt vom Himmel auf die Erde, um uns vom Irdischen zum Himmlischen zu führen.

So können wir sagen: Diese Geburt, die wir feiern, ist nicht nur Geburt Jesu, sondern auch unsere Geburt. In der Weihnacht muß in jedem von uns etwas geboren werden, neu zur Welt kommen. Weihnachten ist Neuanfang.

In einem Gedicht von Hildegard Wohlgemuth ist die Rede von der Weihnachtsherausforderung:

*Wer nach Bethlehem fliegen will  
in den Stall  
und wer meint,  
dort ist auf jeden Fall  
der Frieden billig zu kriegen,  
der sollte woanders hin fliegen.*

*Wer nach Bethlehem reisen will  
zu dem Sohn  
und wer glaubt,  
dort ist die Endstation  
mit Vollpension für die Seelen,  
der sollte was anderes wählen.*

*Wer nach Bethlehem gehen will  
zu dem Kind  
und wer weiß,  
daß dort der Weg beginnt,  
ein jedes Kind nur zu lieben,  
der könnte es heute schon üben.*

Weihnachten ist Neubeginn für das Leben. In einem unscheinbaren Kind wird uns ein neuer Mittelpunkt gegeben.

So wird diese Nacht zum Segen für das, was war, und das, was kommen wird.

# Historische Beziehungen der Ostseeländer

Referent:  
Dr. Hans-Werner Rautenberg, Marburg

## I. Völker und Handelswege im Ostseeraum im Mittelalter und früher Neuzeit

Von den vier europäischen Binnenmeeren ist die Ostsee das kleinste und trat erst verhältnismäßig spät in den Gesichtskreis des Abendlandes. Die antike Welt besaß nur sehr lückenhafte Vorstellungen von ihrer Existenz, man wußte im Grunde nur, daß dort barbarische Völker lebten. Mit diesen Feststellungen begann Dr. Rautenberg sein erstes Referat.

Erst in der Völkerwanderungszeit werden die Aussagen deutlicher. Bis zum 5. Jh. siedelten an der südlichen wie der nördlichen Küste germanische Stämme, an der östlichen baltische Völker sowie ganz im Osten die Ostseefinnen. Im 6. und 7. Jh. verließen die Germanen diese Gebiete. Es folgten ihnen slawische Stämme nach: so die Pomoranen zwischen Oder und Weichsel, die Wilzen oder Liutizen im mittleren Raum und schließlich die Abodriten im östlichen Schleswig-Holstein.

Von jeher gab es in dem Raum um die Ostsee intensive politische, wirtschaftliche und kulturelle Kontakte, die durch das Meer erleichtert wurden. Eine wichtige Rolle beim Anschluß dieses Gebietes an das übrige Europa spielten die Wikinger und die Hanse.

In ihrem Ursprung ist die *Hanse*, was „Genossenschaft“ bedeutet, ein Zusammenschluß von Kaufleuten, in Gebieten, die für den Fernhandel produzierten. Dies geschah zuerst in den Städtelandschaften, in Flandern und am Niederrhein. Zum gegenseitigen Schutz schloß man sich zusammen und wanderte in Karawanen, auch diese nennt man „Hansen“. Die Kaufleute standen unter dem Rechtsschutz des Reiches, dem „Königsfrieden“. Sie stehen an der Spitze der sozialen Organisation. Um 1100 herum beginnen sie von ihren bischöflichen oder fürstlichen Herrn das *Recht auf Selbstverwaltung* in Anspruch zu nehmen. Der Stand des Bürgers entsteht, die große soziale Neuerung des abendländischen Hochmittelalters.

Es gab viele unterschiedliche Zusammenschlüsse, Gilden, Bruderschaften, aus denen sich das entwickelte, was wir später „Hansen“ nennen, womit aber noch nicht die „Hanse“ gemeint ist. Die Voraussetzung für die Entstehung der „Hanse“, wie wir sie heute verstehen, ist jedoch der um die Mitte des 12. Jh. einsetzende Vorgang der *europäischen Ostsiedlung*, die verschiedene Wurzeln hatte:

- die *kirchlich-religiöse*: der Wunsch zur Überbringung der christlichen Heilsbotschaft an die Heiden, nötigenfalls auch gewaltsam;
- die *bevölkerungsgeschichtlich-soziale*: die

Gewinnung von neuem Siedlungsraum für die wachsende Bevölkerung;

- die *wirtschaftliche*: um einerseits an die Rohstoffquellen des europäischen Nordens und Ostens heranzukommen und andererseits neue Absatzmärkte zu erschließen.

Ausschlaggebend für den Kaufmann war der wirtschaftliche Faktor, aber auch eine größere bürgerliche Freiheit und kirchlich-religiöse Beweggründe. „*Geistliche Mächte und Städte arbeiteten im 13. Jh. im Ostseeraum auffallend eng miteinander.*“ Die großen Dome im Ostseebereich sind dafür ein beredtes Zeugnis.

Die siedelnden und seefahrenden Neubürger sind durchweg *niederfränkisch-niederdeutscher Herkunft*, wir finden aber auch



Friesen, Flamen und Niederländer unter ihnen.

Das Antlitz des Ostseeraumes wurde auf diese Weise vollständig verändert, der Ostseeraum war nun nicht mehr ein Randgebiet. Ein Beispiel dafür ist Lübeck: 1159 wird es eine Stadt „westeuropäischen Modells“ mit bürgerlicher Freiheit und Selbstverwaltung. Über einen neuen Hafen konnten die deutschen Kaufleute ohne Vermittlung dänischer Händler die Ostsee erreichen und die im Nordseeraum entwickelte breitbäuchige Kogge in die Ostsee „transportieren“. „*Stadt und Schiff des westeuropäischen Typs*“ (v. Brandt) sind die beiden großen Neuerungen, die das Angesicht des Ostseeraumes zu verändern beginnen. *Lübeck ist die erste Etappe dieses Vorgangs.*

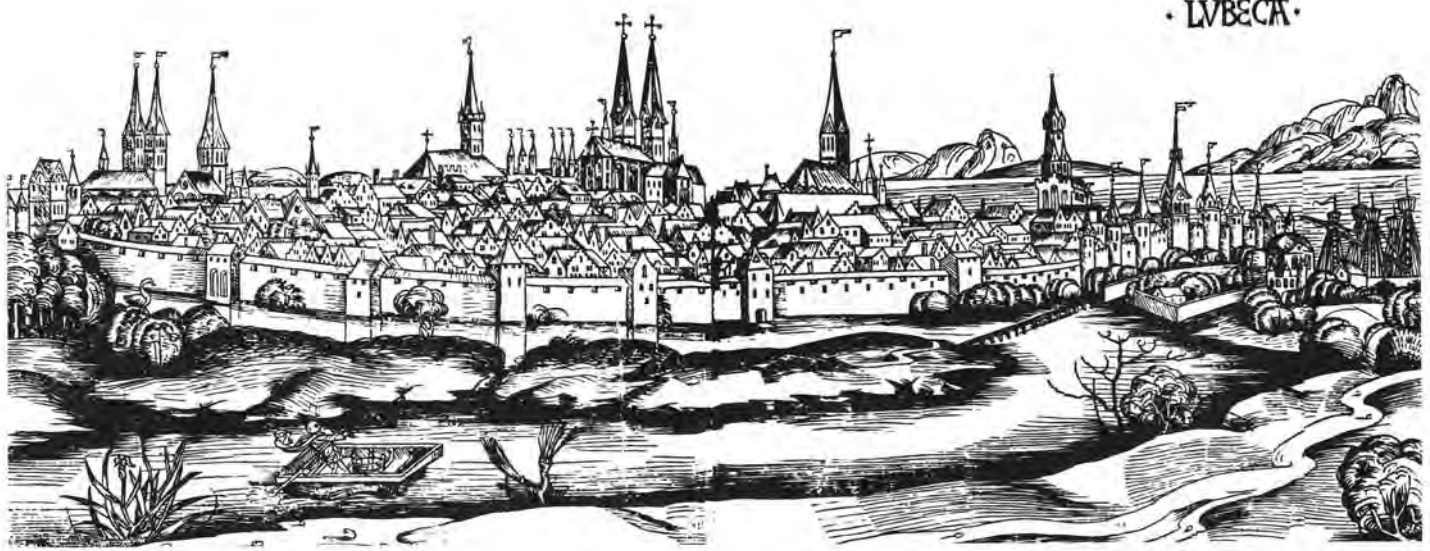
Hauptziel der deutschen Fernhandelskaufleute wurde die russische Stadtrepublik *Groß-Nowgorod*. Von dort bezog man Pelze und Wachs. Das Leben der deutschen Kaufleute dort wird sehr anschaulich in den sogenannten „*Schragen*“, den Satzungen des Kontors, deren älteste aus dem 13. Jh. stammen, geschildert: Mittelpunkt war der

*Petershof* mit der *Peterskirche*, die die Kaufleute auch als Archiv und Warenmagazin nutzten. Handel jedoch war in der Kirche untersagt. Die Priester kamen und gingen mit den Kaufleuten. Sie besorgten auch deren Schreibgeschäfte. Nach der Einverleibung Groß-Nowgorods in den Moskauer Staatsverband wurde 1494 das Handelskontor geschlossen, heute ist nichts mehr von ihm erhalten.

Für die Reise nach Nowgorod wurde ein notwendiger Zwischenlagerplatz auf der *Insel Gotland* gefunden. So entstand gegen Ende des 12. Jh. die Stadt Visby als Sitz der „*Gotlandfahrgenossenschaft*“. Diese existierte bis ca. 1280/90 als das „*Führungsgremium dieser kontinentalen Ostseekaufleute*“ (v. Brandt). Sie vertritt die Kaufleute nach außen und handelt in ihrem Namen Handels- und Friedensverträge aus. Hier haben die Heimatgenossenschaften der Kaufleute Sitz und Stimme in der jährlich tagenden Generalversammlung, die Recht spricht und Streitfälle schlichtet. *Gotland ist die zweite Etappe im Werden der Hanse.* Gleichzeitig entsteht der erste nordische Markt für den westeuropäischen Kaufmann: die „*schonischen Messen*“. Dort geht es um den Heringsreichtum in den Gewässern südlich des Sunds. Durch das regelmäßig vom kontinentalen Kaufmann gelieferte norddeutsche Salz (Lüneburg) wird der Hering transportfähig. Bei der riesigen Nachfrage als Fastenspeise wird der Hering im 13. und 14. Jh. der *nordische Weltmarktartikel Nr. 1.*

Die *dritte Etappe im Werden der Hanse* ist dann „*der Sprung an die jenseitigen Ufer d. h. in die Produktions- und Absatzgebiete selbst*“. Durch Verträge der gotländischen Genossenschaft und der Lübecker mit den Schweden und Russen gesichert, entstehen kurz nach 1200 die erste deutsche Niederlassung in Nowgorod selbst, der *Petershof*, und in rascher Folge 1201 *Riga*, 1231 *Reval* und *Dorpat*. Erste Ansätze „*gemeinhansischer*“ d. h. nicht mehr einzelgenossenschaftlicher Niederlassungen finden sich im norwegischen *Bergen* (Kabeljau), in *London* und *Boston* (Wolle) und schließlich in *Brügge* (flandrisches Tuch). Mittelpunkt dieser dritten Etappe bleibt vorerst Visby auf Gotland.

Die Auswirkungen dieser Verkettungen werden schon wenige Jahrzehnte später sichtbar. In Schweden beginnt neben der bescheidenen Produktion von Eisen und Kupfer die für den Export bestimmte von Butter, Fleisch und Häuten. Dies geschah unter der Herrschaft und dem Schutz des Königtums. An der livländisch-estländischen Gegenküste stiegen die Städte auf der Grundlage des Handels mit russischen Pelzen und mit Wachs rasch zu europäischer Bedeutung auf. In Norwegen wuchs die Besiedlung der nördlichen Küste, in Dänemark ganz entschieden die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit. Nebenbei profitierten die französischen Weinbauern und Salzsieder, die westfälischen metallverarbeitenden Betriebe, die oberdeutschen Leinenfabrikanten, niederdeutschen Brauern, Braunschweiger „*Beckenwerker*“ und Lü-



Stadtansicht von Lübeck, 1493, Holzschnitt aus Hartmann Schedels Weltchronik.

neburger Sülzpfannenbesitzer, nicht zuletzt aber auch die Fischer und Bergleute, Bauern und Viehhändler, die Pelzjäger, Honig- und Wachssammler in den Wäldern Rußlands und des Nordens.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Entstehung der ostdeutschen Küstenstädte als letzte Etappe der Entwicklung des hansischen Handelssystems. Philippe Dollinger versucht in seiner grundlegenden Darstellung der Hanse-Geschichte die Entstehung und die Etappen der Entwicklung der norddeutschen Hansestädte in folgendem Schema zusammenzufassen:

- Zunahme der Einwohner der Städte durch Zuwanderung von bäuerlichen Handwerkern;
- ständige Niederlassung von Kaufleuten;
- Zusammenwachsen älterer Zentren mit den Kaufmannsvierteln;
- Ausbildung eines eigenen und einheitlichen Rechts der Stadt und ihrer Bewohner;
- Schaffung von Bürgergemeinschaften und Kaufmannsgilden;
- Aneignung des Stadtrechtes durch das Patriziat und wachsende Autonomie der Stadt gegenüber ihrem Stadtherrn;
- Ausbildung von Verwaltungsorganen in der Hand der Bürger;
- schließlich bildet sich am Ende des 12. Jh. der Rat als Verwaltungsorgan der Bürger der Stadt.

Diese Entwicklung wurde von den deutschen wie slawischen Fürsten begünstigt. Fast immer wurden die neuen Städte neben einem älteren slawischen Ort gegründet. Der slawische Bevölkerungsanteil wurde tatsächlich oder rechtlich nicht in das Bürgerrecht aufgenommen. Die Entstehung weiterer Städte wird abhängig von der wirtschaftlichen Intensivierung des agrarischen Hinterlandes. Eine wichtige Rolle spielten dabei das Getreide, in Abhängigkeit davon das Bier und das Eichenholz für den Wagen-, Schiff- und Hausbau.

Um 1270/1280 ist damit die vierte und letzte Etappe des hansischen Systems vollendet als ein Kranz von Städten. Zwischen Köln, Münster, Soest, Erfurt, Braunschweig und Hamburg einerseits und Lübeck, Danzig, Visby und Reval andererseits entsteht ein System von etwa dreißig größeren und hundert kleineren Städten, das bis zu den End-

punkten des europäischen Handelssystems in London, Brügge, Bergen, Stockholm und Nowgorod reicht. Alle Städte werden von einer sozialen Schicht geführt: den Kaufleuten.

Die ältere Zeit der wandernden Kaufleute ist nun vorbei. Geschäfte werden vom Schreibtisch aus durch Briefe und Boten betrieben. Dabei bleibt die genossenschaftliche Organisation erhalten. Es heißt nun: „DE KOPMANN VAN DER DUDESCHEN HENSE“. An der Wende zum 14. Jh. verschiebt sich die Entwicklung in Richtung der Städte. Lübeck wird Haupt der Interessengemeinschaft der norddeutschen Städte. Aber die Städte nennen sich noch nicht Hansestädte, sondern „STEDE VAN DER DUDESCHEN HENSE“, also Städte des Rechts der (deutschen) Auslandskaufleute. Zur Beratung gemeinsamen Handelns bei der Durchsetzung von Interessen und zur Entscheidung über Hilfeersuchen trifft man sich immer öfter zu sogenannten Hansetagen.

Erst gegen 1400 ist in den Quellen von den HENSESTEDTEN als den legitimen Sprechern des norddeutschen Städtewesens die Rede. Damit sind sie aber nur Ausgangs-

punkt und Rückendeckung der „hansischen Expansion“. Für mehr fehlten dem Städtebund Verfassung, Bundesorgane und Exekutive, wie auch gemeinsame Finanzen. Die Beschlüsse der Hansetage banden Einzelmitglieder nur bei Anwesenheit und Ratifikation. Von diesen Sachverhalten ausgehend schlägt A. von Brandt folgende Definition der Hanse vor: „Die Städtehanse ist eine Interessengemeinschaft vorwiegend niederdeutscher Städte und Städtegruppen, deren Hauptzweck die Sicherung der gemeinsamen Auslandsprivilegien, des Fernhandels, des Verkehrs und der Gewerbetätigkeit der eigenen Bürger darstellt“. Maßgebend sind dabei das gemeinsame Außenhandelsinteresse, die Gleichartigkeit der Lebensformen in den Hansestädten, die Bindung an ein Stadtrecht und die überall identische soziale Rangordnung, in der der Kaufmannsstand die bevorrechtete Spitzengruppe bildet.

Wichtiger noch als die Durchsetzung dieser Rechte nach innen war die Wahrnehmung der Hansestädtischen Ordnung nach außen. Im norddeutschen Raum waren dies die



innere Autonomie und die Handelsfreiheit, im Ausland (England, Niederlande, Schweden, Rußland) die *Handelsvorrechte*. Das bedeutete ein faktisches Gruppenmonopol. Das konnte aber nur solange funktionieren, wie es auch ein Leistungsmonopol darstellte. Das *Ende der Hanse* beginnt sich abzuzeichnen, als die neuen Territorien und Nationalstaaten des ausgehenden Mittelalters so stark und selbstbewußt werden, daß sie das Wirken des Hansekaufmanns als ein Vorgang unberechtigter Ausbeutung empfinden. Die Hanse gerät in die Defensive. Sie wehrt sich und verteidigt ihre Privilegien nach innen und außen, aber vergeblich. Die Engländer und Niederländer beginnen unter Berufung auf „*free trade*“ und „*mare liberum*“ die fortschrittlichen Elemente des Welthandels zu verkörpern. So verweigern 1468 die Regierungen in Burgund, England, Schweden und Dänemark weitere Handelsvorrechte in ihren Ländern. 1494 wird in Nowgorod der Petershof gewaltsam geschlossen. Zwei Jahre zuvor hatte Kolumbus den amerikanischen Festlandssockel erreicht, neue Handelswege weit über den europäischen Raum hinaus wurden eröffnet. Die Ära der Hanse war zu Ende. Als 1669 der letzte Hansetag zusammentrat, nahmen daran nur noch neun Städte teil, darunter auch Danzig.

Im nördlichen Europa war inzwischen ein System von Nationalwirtschaften entstanden, aus dem der hansische Kaufmann nicht gleich verschwindet. Auch erleben Städte wie Hamburg, Bremen, Danzig und Riga nun erst ihren eigentlichen Aufschwung; Lübeck bleibt bedeutender Umschlaghafen für schwedisches Erz. Aber das Handelssystem der Hanse gehört der Vergangenheit an. Aus dem hansischen Kaufmann wird allmählich der moderne „*Hanseat*“ als welcher er vor allem in den Hafenstädten Hamburg und Bremen in stolzer Tradition weiterlebt.

**Georg Domansky**

**Literatur:**

Paul Johansen: Umriss und Aufgaben der hansischen Siedlungsgeschichte und Kartographie, in: *Hansische Geschichtsblätter* 73 (1955), S. 1-105

Hermann Kellenbenz: Die mittelalterliche Wirtschafts- und Sozialstruktur im Ostseeraum, in: *Der Ostseeraum im Blickfeld der deutschen Geschichte* (= Studien zum Deutschtum im Osten, Heft 6), Köln-Wien 1970, S. 38-72.

Ahasver von Brandt: Die Hanse als mittelalterliche Wirtschaftsorganisation. Entstehung, Daseinsformen, Aufgaben. In: *Von Pommern bis zum Baltikum. Die Hanse im Ostseeraum* 12. bis 17. Jh., Bonn 1983, S. 5-23.

Philipp Dollinger: Die Hanse, 4. Aufl., Stuttgart 1989.

Klaus Wriedt: Hanse, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, München und Zürich 1989, Sp. 1921-1926.

Norbert Angermann: Ostseeraum, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 6, München und Zürich 1993, Sp. 1541-1544.

## II. Der Kampf um das „*Dominium maris baltici*“. Vom Frieden zu Oliva bis zum Wiener Kongreß

An sein erstes Referat anschließend wies Dr. Rautenberg zu Beginn des zweiten darauf hin, daß, als im Jahre 1669 der letzte „*Hansetag*“ stattfand, schon über 20 Jahre vergangen waren, seit 1648 jene Ereignisse stattgefunden hatten, deren wir uns in diesem Jahre besonders erinnern: die Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück, die nach jahrelangen Verhandlungen dem durch den Dreißigjährigen Krieg zutiefst erschütterten Europa eine dauerhafte Friedensordnung gaben.

Es gehe in seinem Vortrag um den Ostseeraum, aber es sei doch darauf hinzuweisen, daß der konfessionelle Konflikt, der den Krieg ursprünglich ausgelöst hatte, immer noch nachwirkte, indem nämlich ein gemeinsamer Verhandlungsort nicht möglich gewesen war. Und trotzdem standen längst handfeste Machtinteressen der beteiligten Großmächte im Vordergrund. Für Schweden hieß das, die Beherrschung der Ostsee, eben das „*Dominium maris baltici*“, durchzusetzen. Und dieses Ziel war weitgehend erreicht. Dänemark mußte in die zweite Reihe zurücktreten. Ihm verblieb nur noch die Wasserstraße des Sunds und damit die Möglichkeit, den Weg von der Ostsee in das offene Meer zu kontrollieren.

Die Zeit zwischen der Thronbesteigung Gustav II. Adolfs 1611 und dem Tod Karls XII. 1718 wird als „*Schwedens Großmachtzeit*“ bezeichnet. Der „*Westfälische Frieden*“ brachte Schweden den Besitz Rügens, der Stadt Wismar und Vorpommerns mit Stet-

tin sowie des Herzogtums Bremen und Verden. Damit kontrollierten sie die Mündungen von Weser, Elbe und Oder. Schon vorher hatte es nacheinander seinen Besitzstand im Osten erheblich vergrößert: 1582 Erwerb Estlands, 1617 die Kareliens und des Ingermannlandes und 1621 schließlich die Eroberung Livlands. 1626 erfolgte dann die Besetzung Pillaus, Memels und des Samlandes, sowie die Belagerung Danzigs und der Weichselmündung, um Polen von der Ostsee abzuschneiden. Der 1629 zwischen Schweden und Polen vereinbarte Waffenstillstand besiegelte diesen Besitzstand. Die



**Gustav II. Adolf um 1628.**

schwedische Ostseemacht ist wesentlich eine Schöpfung des Königs Gustav Adolf und seiner Zeit. Daß Gustav Adolf damit den Protestantismus rettete wird eigentlich ebenfalls kaum bestritten.

Aber kaum war der Dreißigjährige Krieg beendet, setzte im Osten der ebenso verheerende *polnisch-schwedische Erbfolgekrieg* ein, der in der Geschichtsschreibung Polens als die „*Jahre der Sintflut*“ bezeichnet wird. Ausgelöst wurde der Konflikt dadurch, daß 1587 der erste Wasa, Sigismund III., ein Vertreter der schwedischen Dynastie, zum König von Polen und Großfürst von Litauen gewählt wurde und fünf Jahre später auch den Thron seines Vaters, König Johann von Schweden, bestieg. Erst jetzt begann eine eigentliche polnische Ostseepolitik. Durch den Machtantritt von Sigismund III. Wasa 1592 in Schweden und damit der Wirklichkeit einer schwedisch-polnischen Personalunion wurden große Gebiete an beiden Seiten der Ostsee miteinander verbunden. Ein polnisches „*Mare balticum*“ schien in greifbarer Nähe. Daß dies nicht geschah, lag in erster Linie an den konfessionellen Gegensätzen in diesem Großreich. Zu jener Zeit galt für jeden Christen, gleichgültig ob katholisch oder evangelisch, immer nur der eigene Glaube als der einzig richtige und damit der Andersgläubige zugleich als Abtrünniger. Damit wird nicht bestritten, daß letztlich geostrategische und auch wirtschaftliche Unvereinbarkeiten eine derartige Union schließlich verhindert hätten.

Nicht vergessen werden darf die Erwähnung des dritten Staatswesens, das die historische Entwicklung im Ostseeraum entscheidend mitprägte: den „*Erzfeind*“ Schwedens Dänemark. Hauptursache der Rivalität und Feindschaft war die Beherrschung der Meerengen durch Dänemark, die Schweden den freien Zugang zu den Weltmeeren versperrte. Dänemark verstand es aus seiner Lage, Kapital zu schlagen. Seit dem Mittelalter war der Sundzoll die wichtigste Finanzquelle des Staates. Bei der Intensivierung des Schiffsverkehrs warf er Erträge in bisher unerhörter Höhe ab. Die Schweden sahen in Dänemark einen höchst unbequemen Torwächter und zeitweise bedrohlichen Rivalen. Diese Situation weckte auch die Begehrlichkeiten der Habsburger. Rautenberg erinnerte an den Generalissimus Wallenstein, der bereits den Titel eines „*Generals des Baltischen und Ozeanischen Meeres*“ verliehen bekommen hatte.

Erst fast fünfzig Jahre später erschien mit Brandenburg ein neuer Konkurrent Schwedens und Dänemarks an der Südküste der Ostsee. Der „*Große Kurfürst*“ besiegte 1675 bei Fehrbellin zwar die schwedischen Streitkräfte, doch konnte er damals noch nicht den Hafen von Stettin den Schweden abnehmen. Brandenburg blieb noch für Jahrzehnte eine europäische Macht zweiten, wenn nicht dritten Ranges, auch wenn es bereits 1657 durch Aufhebung der Lehns-hoheit Polens über das Herzogtum Preußen beträchtlichen Machtzuwachs gewann. Schweden jedoch stand am 3. Mai 1660 im



Text der Gedächtnistafel an den Frieden von Oliva im Friedenssaal:

OLIVA  
im Annagram  
VIOLA

Die Veilchen heilen und verletzen nicht, so tat es Oliva  
Indem es dem kranken Vaterlande zum Heilmittel ward.  
Es linderte aber verletzte nicht, es stach nicht aber es salbte,  
Es gab Früchte und nicht Blumen der Trauer.  
Von diesem Veilchen nahm der Friede, welcher verletzt war,  
Hier das Oel, das süßeste Heilmittel des Lebens  
In dem Jahre wo  
Jetzt der Friede glänzt.  
(1660)

„Frieden von Oliva“ auf dem Zenit seiner Macht. Dänemark hatte schon zwei Jahre zuvor alle Besitzungen auf der schwedischen Halbinsel an Schweden abtreten müssen, dessen Besitzstand in Estland und Livland bestätigt wurde. Die polnischen Könige mußten endgültig ihren Anspruch auf die schwedische Krone aufgeben. Polen schied damit als Ostseemacht endgültig aus dem Kreis der Anliegerstaaten aus. Das bedeutete auch den Beginn des wirtschaftlichen und politischen Niedergangs der Stadtrepublik Danzig. Der Große Kurfürst konnte zwar seine Souveränität in Preußen durchsetzen, mußte aber auf Vorpommern zugunsten der Schweden verzichten. Der Bau des schwedischen Ostseeimperiums als „mare clausum Sueviae“ war – vorbehaltlich der Kontrolle der Meerengen – zu seinem Abschluß gelangt.

Diesem aber war in Gestalt des russischen Reiches inzwischen ein neuer und weit gefährlicherer Rivale erwachsen. Nachdem im Frühjahr 1703 russische Truppen einen schwedischen Vorposten an der Nevamündung überrannt hatten, gründete dort wenig später Peter der Große die neue Hauptstadt seines Reiches St. Petersburg. Damit trat neben Schweden und Dänemark und nach dem Ausscheiden von Polen eine dritte Seemacht auf den Plan. Nicht unerwähnt bleiben darf, daß neben vielen anderen Charakteristika Peter der Große vor allem eine Vorliebe für Schiffe und Seefahrt hatte.

Da ihm im Norden durch die Schweden jeglicher Zugang zur Ostsee verwehrt war, hatte der Zar zunächst seine außenpolitischen Aktivitäten gegen das Osmanische Reich im Süden von Rußland gerichtet, be-

ginnend mit der Eroberung von Asow 1696, der wohl die der Halbinsel Krim und als Endziel die von Konstantinopel folgen sollte, um hier im Süden einen Zugang zum Meer zu gewinnen. Da er jedoch bei vielfachen diplomatischen Erkundungen an den westeuropäischen Höfen keinerlei Aussicht auf Unterstützung dieses Abenteuers erhielt, wandte er sich dann dem Ostseeraum zu. Hierbei gewann er den inzwischen zum König von Polen-Litauen gewählten August den Starken als Bundesgenossen, beide beschlossen, den Krieg gegen Schweden zu eröffnen.

Der Erfolg an der Neva von 1703 war der Anfang einer neuen Politik an der Ostsee. 1704 wurden Narwa und Dorpat erobert. Doch der Gegner, der bei seiner Thronbesteigung 1697 erst 16jährige König Karl XII. von Schweden, erwies sich als unterschätzt: er schlug August den Starken vernichtend und zwang ihm 1706 den Diktatfrieden von Altranstädt auf, in dem dieser auf Polen verzichten mußte. Peter der Große blieb allein, doch schließlich kam es 1709 zur Schlacht von Poltawa, die zu einem vollkommenen Umsturz der Machtverhältnisse im europäischen Norden führen sollte.

Das von den Russen geschlagene schwedische Heer kapitulierte. König Karl XII. überlebte verwundet, konnte sich in die Türkei retten, wo er für fünf Jahre Exil erhielt, ehe er sich 1714 in einem 15tägigen Ritt mit nur einem Begleiter nach Stralsund aufmachte, um sein Reich zu retten. Vier Jahre später, 1718, starb er bei der Belagerung der norwegischen Grenzfestung Frederikshald, möglicherweise von Mörderhand. Seine Regierungszeit bedeutete ei-

nen Höhepunkt, aber gleichzeitig das Ende der Großmachtstellung Schwedens.

Der „Nordische Krieg“, der sich durch das Eingreifen der westeuropäischen Großmächte noch jahrelang hinzog, endete erst 1721 mit dem Friedensschluß von Nystadt. Schweden hatte schon 1719 Bremen und Verden an Hannover verloren, sowie 1720 Vorpommern bis zur Peene, Stettin, die Inseln Usedom und Wollin an Preußen. Nun mußte es Livland, Estland, Ingermanland, Dagö, Ösel und das südöstliche Karelrien an Rußland abtreten. Schweden hatte den Kampf um das *Dominium maris baltici* verloren und in der östlichen Ostsee der neuen Großmacht Rußland Platz gemacht.

Rußland verfestigte fortan seine Stellung als europäische Großmacht immer mehr. Es erreichte als „Retter Europas“ vor der französischen Hegemonie Napoleons auf dem Wiener Kongreß einen vorläufigen Gipfelpunkt seiner Weltgeltung. Schweden dagegen räumte auf dem Kongreß kampflös seine letzten Positionen in Mitteleuropa: Vorpommern nördlich der Peene und Wismar. Für die Zukunft sah Schweden im Bündnis mit Norwegen als Hauptaufgabe einer skandinavischen Außenpolitik, die mächtigen Nachbarn jenseits der Nord- und Ostsee von ihrem Willen zu einer strikten Neutralität zu überzeugen: nach 1815 haben schwedische Truppen nicht mehr außerhalb der Landesgrenzen gestanden, es sei denn in humanitärer Mission. Rußland baute seine Stellung als europäische Großmacht im 19. Jh. immer mehr aus. Es wurde in Gestalt der Sowjetunion zur beherrschenden politischen Kraft in Europa und stieg zur „Supermacht“ auf. Heute erleben wir den Zusammenbruch dieses Imperiums. Hans-Werner Rautenberg schloß seine Ausführungen mit der Hoffnung, daß vielleicht in unseren Tagen die Ostsee für alle ihre Anrainer ein wirkliches „mare nostrum“, nämlich ein europäisches Meer, geworden ist.

Georg Domansky

#### Literatur:

Walther Hubatsch: Im Bannkreis der Ostsee. Grundriß einer Geschichte der Ostseeländer in ihren gegenseitigen Beziehungen, Marburg 1948.

Walther Mediger: Moskaus Weg nach Europa. Der Aufstieg Rußlands zum europäischen Machtstaat im Zeitalter Friedrichs des Großen, Braunschweig 1952.

Günther Stökl: Rußland bis 1801. in: Hans Kohn [Hrsg.]: Russen, Weißrussen, Ukrainer. Die Welt der Slawen II, Frankfurt a. M. 1962, S. 9–67.

Reinhard Wittram: Peter I. Czar und Kaiser. Zur Geschichte Peters des Großen in seiner Zeit. 2 Bde., Göttingen 1964.

Richard Dietrich: Kleine Geschichte Preußens, Berlin 1966.

Arthur Erich Imhof: Grundzüge der nordischen Geschichte, Darmstadt 1970.

Kjell Kumlien: Schweden als Ostseemacht. Voraussetzungen und Vorstellungen, in: Der Ostseeraum im Blickfeld der deutschen Geschichte (= Studien zum Deutschtum im Osten, Heft 6), Köln-Wien 1970, S. 105–118.

Zenonas Ivinskis: Die baltische Frage im 17. Jahrhundert, ebda., S. 119–140.

Walther Mediger: Rußland und die Ostsee im 18. Jahrhundert, ebda., S. 141–164.

Gotthold Rhode: Geschichte Polens. Ein Überblick, 3. Aufl., Darmstadt 1980.

Günther Stökl: Russische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 5. Aufl., Stuttgart 1989.

Klaus Zernack: Polen und Rußland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte, Berlin 1994.

# Die aktuelle politisch-wirtschaftlich-ökologische Lage und mögliche Perspektiven

## Referat aus westeuropäischer Sicht:

*Prof. Dr. Alfred Gomolka MdEP, Greifswald*

Prof. Dr. Gomolka, der erste Ministerpräsident von Mecklenburg-Vorpommern nach der „Wende“, ist nach Gemen gekommen, um das Thema sowohl aus seinem unmittelbaren Erleben der Grenzregion seines Landes als auch als Mitglied des Europäischen Parlaments (seit 1994) zu beleuchten.

Nach Ansicht des Referenten läuft seit zehn Jahren im Verhältnis Westeuropas zum ost-



mitteleuropäischen Raum ein Prozeß von ungeheurer Dynamik ab. Er stellt dankbar fest, daß es sich dabei nicht nur um eine Anpassung der östlichen Länder an die Situation in Westeuropa dreht, sondern daß dieser Prozeß auch manche Auswirkungen auf die westliche Seite hat. Die EU habe sich in diesem Anpassungsprozeß bewährt. Die baltischen Länder sind bereits assoziiert, mit Estland laufen die ersten Beitrittsverhandlungen. Die Beschlüsse zur Währungsunion haben bewirkt, daß die wirtschaftliche Entwicklung synchron verläuft mit niedrigen Zinsen und Inflationsraten. Hilfreich wird der Ausbau der Bundeshauptstadt Berlin als Symbol der Osterweiterung Europas mit der Funktion einer europäischen Zentrale sein.

Die deutsche und polnische „Region Pommern“ (Pomorze = Land am Meer) beginnt mit der Zukunftsperspektive zu leben, Ausgang einer Entwicklungssachse von Rostock/Stettin über Berlin-Prag-Wien in den Balkan zu sein. Der Schiffsverkehr auf der Oder ist bereits um das 3- bis 4fache angewachsen. Diese Entwicklungssachse

wird eines Tages, wenn auch Polen und die baltischen Länder zu Europa gehören, eine Konkurrenz in der Weichselschiene bekommen. Eine solche Konkurrenz kann positiv sein, wenn sie auch von Kooperation getragen wird.

Solche Zielsetzung beginnt bereits mit dem Ausbau einer entsprechenden Infrastruktur für die Euro-Region „Pomerania“. Die Realisierung der Autobahn A 20 soll den Wirtschaftsverkehr von Schweden über Rügen in die Region leiten. Der örtliche Ausbau der Infrastruktur muß von Übereinstimmungen der Basis getragen sein, wie z. B. gemeinsame Verkehrs-, Versorgungs- und Entsorgungsmaßnahmen. Regionale Projekte sind ja für den Bürger überschaubare Beispiele einer europäischen Zielsetzung. So werden von der mit deutscher Finanzhilfe errichteten Kläranlage Swinemünde auch deutsche Dörfer entsorgt, in

ein deutsches Gymnasium mit deutsch-polnischer Ausrichtung gehen Stettiner Kinder. Dieser Region fühlen sich bereits süd-schwedische Städte und vielleicht die dänische Insel Bornholm zugehörig. Eine andere Region könnte den finnischen Meerbusen mit Finnland, St. Petersburg und Estland umfassen, die Ostsee wäre dann ein europäisches Binnenmeer. Die große Unwägbarkeit liegt jedoch zur Zeit in der russischen Politik. Sieht Moskau die Stadt St. Petersburg als Konkurrent? Hat die Region Königsberg für Moskau nur militärische Bedeutung? Angebote wirtschaftlicher Zusammenarbeit von polnischer und litauischer Seite laufen bisher ins Leere. Wie werden Estland und Lettland mit den russischen Bevölkerungsanteilen (25 % bzw. 30 %) fertig? In Riga wohnt eine russisch sprechende Mehrheit! Trotz solcher Probleme muß z. B. Estland die europäische Norm des Minderheitenschutzes anerkennen, andererseits Rußland die Verteufelung dieser Länder beenden. Dann wären diese Staaten eine europäische Brücke zu Rußland, und die dort wohnenden Russen wären Europäer. Eine weitere und wichtige Schlüsselrolle könnten schwedische, dänische und finnische Abgeordnete im Europa-Parlament spielen.

## Referat aus ostmitteleuropäischer Sicht:

*Prof. Dr. Dariusz Filar, Danzig*

Prof. Dr. Filar – Wirtschaftswissenschaftler und Professor an der Danziger Universität – stellt an den Beginn seiner Ausführungen die Hoffnung, daß die polnischen Politiker sich zu verlässlichen, gemeinsamen Zielvorgaben zusammenfinden. Die Koalition der Solidarność-Gruppe mit der Freiheitsunion sei doch mit manchen Problemen und Unstimmigkeiten belastet. Nach dem derzeitigen Stand der Debatte über die administrative Neuordnung Polens wird es wohl nicht zu einer Zusammenfassung der Region Weichsel-Pommern kommen.

Zur wirtschaftlichen Zielsetzung sieht der Referent drei Ziele:

1. Ausbau einer Schiene auf dem Landweg von Litauen über Danzig als Verkehrszentrum mit einer Autobahn Danzig-Thorn-Krakau durch Slowenien bis Athen, mit Abzweigungen in die Region Königsberg und in die Ukraine.

2. Ausbau des Schiffsverkehrs von den Seehäfen Danzig und Gdingen. Obwohl Gdingen nach dem 1. Weltkrieg der einzige, rein polnische Seehafen war, hatte Danzig 1930 noch dreimal soviel Außenhandelsvolumen wie Gdingen. Von 1988 bis 1998 war der Umschlag in Gdingen 8 bis 9 Mio. to, in Danzig 16 Mio. to. Sinnvoll wäre eine gemeinsame Strategie, aber immer noch sehen sich die beiden Häfen als Konkurrenten. Im Tourismus setzt man auf kleine Schiffe, die kleine Häfen mit Freizeit- und Kulturangeboten anlaufen, ergänzt um den

Ausbau eines Radweges entlang der Ostseeküste.

3. Ausbau einer ökologisch ausgerichteten Landwirtschaft in Kooperation mit deutschen Lebensmittelfirmen. Dr. Oetker ist schon in Danzig vertreten, über Danzigs Partnerstadt Bremen laufen weitere Kontakte. Die Struktur der polnischen Landwirtschaft ist ein großes Problem. 25 % der Arbeitsplätze gehören in Polen zur Landwirtschaft, in Deutschland 5 %. Die überwiegende Größe eines landwirtschaftlichen Betriebs liegt in Polen bei 7 ha, in Deutschland regional unterschiedlich zwischen 140 und 1.000 ha. Die möglichen Wege und Auswirkungen dieser Zielsetzungen speziell auf den Ostseeraum untersucht eine in Danzig im grünen Tor einquartierte Organisation „Visionen und Strategien im Ostseeraum“.





## Gesprächsforum mit den beiden Referenten:

Moderation:

Norbert Czerwinski, Düsseldorf

**Czerwinski** stellt an den Anfang eine provokante Frage: Danzig mit Autobahnan-schluß, Ausflugsschiffe zu Freizeithäfen, Küstenradweg, Weichsellachse: Was steht solchen Visionen entgegen angesichts der Verschmutzung der Danziger Bucht?

**Filar** sieht manches langfristig. So werden allein mit Privatkapital finanzierte Auto-bahnen nicht rentabel sein. Andererseits haben mehrere Küstenabschnitte der Danziger Bucht bereits wieder Badequalität. Für die seit dem 1. Weltkrieg verschwundenen Kegelrobben gibt es in Danzig jetzt einen Zuchtbetrieb.

**Gomolka** bemerkt, daß in Mecklenburg-Vorpommern bereits 30% der Gewässer die höchste (blaue) Badequalität haben. Zum Anpassungsprozeß der ehemaligen Ostblockstaaten an die EU macht er darauf aufmerksam, daß in den „Neuen“ Ländern Deutschlands die „blühenden Landschaften“ weithin schon Realität sind, während die anderen Länder es ungleich schwerer haben, die erforderliche Infrastruktur zu schaffen. Die EU habe zur Zeit mehr Geld bereitgestellt als abgerufen werden könne. Es fehlt an den gesetzlichen Rahmenbedingungen, an Planung, Kalkulation und Abrechnungsnachweisen. In Lettland, das seit 1996 eine stabile Regierung hat, konnte die Investitionsquote je Einwohner in den letzten beiden Jahren verdoppelt werden.

Filar bestätigt die Schwierigkeiten. Es fehlt vielfach die erforderliche Verwaltungserfahrung. Immerhin wird in Polen im Jahre 1998 schätzungsweise 20 bis 30 Mrd. Złoty Privatkapital investiert. Ab 1999 wird sich Polen den westeuropäischen Banken öffnen.

**Czerwinski** stellt die Frage, wie die wirtschaftliche Lage z. B. im Baltikum oder in Weißrußland und der Ukraine gesehen wird.

**Gomolka** erwidert, daß die Krise in Tschechien manche Entwicklung zurückgeworfen hat. In einem absehbaren Zeitraum von etwa 30 Jahren werden Öl- und Erdgas-Lieferungen aus dem Kaspischen Meer die Kapazitäten der aus der Nordsee und dem Nahen Osten einholen oder gar überflügeln.

**Filar** gibt dieser Nord-Süd-Entwicklung ebenfalls große Bedeutung. Hemmnisse entstehen aus der politischen Lage in Weißrußland und der Ukraine. Hier ist nach zwei gescheiterten Reformversuchen ein dritter Versuch im Gange. Eine Studentengruppe aus Moldavien berichtete ihm, daß man dort allmählich die Probleme und Chancen einer Partnerschaft mit der EU erkenne, z. B. die Möglichkeiten eines Weinexports.

**Gomolka** stellt bezüglich der Entwicklung in Lettland die Bedeutung Rigas als Umschlaghafen für russisches Öl und Gas heraus.



Gesprächsforum (von links): Prof. Dr. Dariusz Filar, Norbert Czerwinski, Prof. Dr. Alfred Gomolka.

**Czerwinski** fragt sodann, wie man in Polen die Situation der Region Königsberg beurteilt.

**Filar** antwortet, daß man in Polen immer noch eine Bedrohung durch die Waffenkonzentration sieht. Wenn das Militär abzöge, käme ein wirtschaftlicher Aufschwung schnell in Gang. Eine Normalität in den russisch-polnischen Beziehungen wird man eher langfristig erwarten können für diese Region.

**Gomolka** sieht ebenfalls Schwierigkeiten, die auch in der mangelnden Verlässlichkeit der Königsberger Verwaltung mit Korruption und Schwarzhandel liegen. Im Gegen-



Hafen von Danzig.

satz dazu verbessern sich die wirtschaftlichen Verhältnisse Polens im deutschen Grenzgebiet von Jahr zu Jahr. In Stettin z. B. können seit 1990 zu heute 2- bis 3fach höhere Löhne gezahlt werden, kleinere Städte werden allmählich folgen. Die polnischen Saisonarbeiter werden auch künftig in Deutschland gebraucht.

**Filar** bestätigt auf die Frage eines Zuhörers, daß die notwendige Verlagerung des Güterverkehrs von der Straße auf die Schiene anerkannt und in der Planung sei. Auf weitere Fragen zum Schiffsgüterverkehr und zur Verbesserung des regionalen Stra-

ßenetzes antwortet er, daß eine Verstärkung des Schiffsverkehrs zum Gütertransport zur Zeit kaum möglich sei, ehe nicht die geplante Vernetzung Schiene-Straße-Wasser ausgebaut worden sei. Für das regionale Straßennetz plane man den Ausbau leistungsfähiger Ausfallstraßen aus den größeren Städten.

**Gomolka** nimmt auf eine Frage aus dem Publikum Stellung zu der neu aufgebrochenen Diskussion über das Unrecht der Vertreibung und eine Rückübertragung oder Entschädigung von Besitz der Vertriebenen. Für Tschechien hält er die Annullierung der Benesch-Dekrete für erforderlich. Die Auseinandersetzungen über eine Rückgabe von Eigentum in Polen seien eine Phantomdiskussion! Wohl halte auch er die Freigabe eines privaten Niederlassungsrechtes beim Eintritt Polens in die EU für selbstverständlich. Dramatisches sei da nicht zu befürchten.

**Nitschke** ergänzt, daß hierzu auch die völkerrechtliche Klärung gehöre, Vertreibung als Unrecht zu bestätigen.

**Filar** meint, die Mißtöne seien entstanden, weil die Bundestagserklärung zur Vertreibung unvorbereitet in eine Freitagmittag-Sitzung eingebracht worden sei und auch der Sejm unter politischem Druck überstürzt reagiert habe.

**Czerwinski** faßt zusammen, daß die optimistischen Visionen in der Aussprache zum Teil relativiert worden seien, andererseits aber der realistische Weg in die Zukunft klarer sichtbar geworden sei.

**Gomolka** erinnert daran, daß am Anfang des 20. Jahrhunderts der Ostseeraum die am stärksten wachsende Wirtschaftsregion gewesen sei. Auch heute sehe er hier große Chancen.

**Filar** sieht allein im Vergleich der heutigen Situation mit den Verhältnissen vor zehn Jahren allen Grund zu Optimismus.

**Czerwinski** dankt beiden Referenten für die klar herausgearbeiteten Positionen und den Zuhörern für das rege Interesse und die lebhaftige Diskussion.

Eberhard Lilienthal

# Geistig-kulturelle Verflechtungen der Länder im Ostseeraum

Referent: Prof. Dr. Ferdinand Seibt, München

In seinem weitgehend historisch orientierten Referat zeigte Prof. Dr. Seibt auf, daß die Länder im Ostseeraum in der Vergangenheit durch drei große Entwicklungsschübe geprägt wurden. Bis schließlich in den Jahren um 1945 die große Zäsur der gewissen Kontinuität ein Ende setzte. Die Auswirkungen dieses Einschnittes bestimmen auch unsere Gegenwart.

Am Anfang stand die „agrarische Revolution“ im 11. bis 14. Jahrhundert. „Sie war“ – wie der Referent formulierte – „die Grundlage für die Entstehung des nordalpinen Europas jenseits des Mittelmeerraumes überhaupt“. Dieser Teil Europas war bis dahin „sumpfig, bewaldet, neblig, feucht“. Die Menschen lebten nur in bestimmten Siedlungsinseln in höheren Lagen, entlang von Flußläufen, dort wo kein Wald war. Im Zuge der „agrarischen Revolution“ entstand im Verlauf von etwa einer Generation eine völlig neue Art des Wirtschaftens.

Die Herkunft der Entwicklung ist nicht geklärt. Sie nahm ihren Ausgang in Flandern und Nordfrankreich – vielfach unter der Anleitung der Klöster – und pflanzte sich im nördlichen Deutschland sowie entlang der Ostseeküste fort. Am Beginn stand die Rodung der Wälder, die mit einer neuen Art der Feldbearbeitung einherging. Als Anreiz wurde dem rodenden Bauern von den Grundherren Nachlaß von Abgaben gewährt. Damit einher ging die Entwicklung neuer Techniken im Ackerbau und neuer besserer Werkzeuge, insbesondere des Wendepfluges, dessen Einführung zur besseren Nutzung des Bodens führte. Das bewirkte zwangsläufig die Neuorganisation in der Landwirtschaft. Die Ernteerträge, die bisher kaum die Aussaat übertrafen, konnten auf 1:6 gesteigert werden. Die Zunahme des Ernteüberschusses machte die Erweiterung der Absatzmärkte erforderlich. Der Mehrbedarf an Werkzeugen ließ einen eigenen Handwerkerstand entstehen und das Handwerkswesen aufblühen. Anstelle der Tauschgeschäfte trat die Geldwirtschaft.

Die neue Rodetechnik brachte für etwa vier bis fünf Generationen eine ständige Entwicklung der Anbauflächen und zugleich eine erhebliches Anwachsen der Bevölkerung, im Verlauf eines Jahrhunderts etwa um das Doppelte. Zwei Drittel des Waldbestandes wurde in jener Zeit gerodet, was zu einer Änderung des Klimas im nördlichen Europa führte: es war nun weniger feucht und neblig. Nach Abschluß der Rodungen im Westen zog man dem Walde nach gen Osten bis in die baltischen Länder, eine Entwicklung, die bisher mit „Ostkolonisation“ bezeichnet wurde, für die jedoch der Begriff „agrarisches Revolution“ nach Prof. Seibt zutreffender sei.



Damit einher ging eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und es bildete sich eine neue Rechtsstruktur heraus, die eine „Entwicklung zur gesellschaftlichen Freiheit“ bedeutete. Der rodende Bauer erhielt „das Land unter gewissen Bedingungen in ewige Pacht“ er wurde damit anerkannter Vertragspartner des Grundherren, sei es ein Adeliger oder ein Kloster.

Zugleich entstand eine Bevölkerung, die nicht mehr unmittelbar vom Acker lebte: Handwerker und Kaufleute. Das wiederum führte auch zu neuen Strukturen des Zusammenlebens, zur Entstehung der Städte, in denen die Stadtbevölkerung auch einen größeren Freiraum gegenüber den Machtansprüchen der Landesherrn gewann. Grundlage für die Entwicklung eines solchen Gemeinwesens war jedoch, daß in ihm in regelmäßiger Folge – ein- bis manchmal sechsmal im Jahr – ein unter dem Schutz der jeweiligen Landesherrn stehender „Markt“ stattfinden konnte. Prof. Seibt betonte: „Der geschützte Handelsplatz ist in jener Zeit etwas ganz wichtiges“, innerhalb dessen Handelsware und Geld einen besonderen Schutz genoß und vor Übergriffen sicher war.

Diese Entwicklung betraf das gesamte nördliche Europa und führte dann zur Herausbildung eines eigenständigen Kaufmannsstandes mit weitreichenden Handelsbeziehungen, die den gesamten Ostseeraum betrafen. Transportweg war einerseits der Seeweg über die Ostsee mit den natürlichen Häfen an den Flußmündungen und den von Süden nach Norden führenden Strömen vom Rhein bis zur Weichsel, wie andererseits der Landweg in der norddeutschen Tiefebene auf von West nach Ost

Hafen von Brügge im 16. Jahrhundert.

angelegten Handelsstraßen von Deventer bzw. Brügge bis Nowgorod (später Amsterdam bis St. Petersburg). Handelsgüter waren vor allem Salz, Heringe, und handwerkliche Produkte wie Textilien aus dem Westen, Naturprodukte wie Holz, Felle, Pottasche und Getreide aus dem Osten. Eine besondere Rolle spielte dabei Danzig, über dessen vorzüglichen Naturhafen der Löwenanteil des Getreidehandels von Polen nach Flandern abgewickelt wurde.

Die Ausweitung des Handels bewirkte die Gründung vieler Städte, die ziemlich „ungestört“ verlief, unabhängig von den Herrschern, denn der „König war weit“. 200 Jahre – vom 12. bis 14. Jahrhundert – hat diesen Raum kein König betreten. Mit der Gründung der „Hanse“ als Bund der Handelsstädte im nordeuropäischen Raum entstand ein Alternativmodell zur Königsherrschaft. Dieser Handelsbund, in den sich mehr als 220 Städte zusammengeschlossen hatten, förderte die Handelsbeziehungen, bot aber auch Schutz gegen Feinde von außen. Zentrum der Hanse war Lübeck. Wichtige Beschlüsse wurden bei den einmal jährlich stattfindenden Hansetagen getroffen. Daß dieses Modell scheiterte, lag daran, daß die Verbindungen untereinander zu gering waren und es vor allem kein geschlossenes Territorium gab. Die sich entwickelnden modernen Staaten waren Territorialstaaten und dem gegenüber reichte die Basis der Wirtschaft allein nicht aus. Dennoch hielt sich der Kreislauf des in Folge der „agrarisches Revolution“ entstandenen Handels bis ins frühe 16. Jh., sie schuf große bäuerliche Landschaften, eine neue Flurordnung, die bis ins 20. Jh. Bestand hatte und ein ständiges Wirtschaftswachstum – letztlich eine Zeit des Wohlstandes.

Damit einher ging eine ständige Entwicklung des geistigen Lebens, faßbar vor allem in kirchlicher Form. Organisierte Missions-



züge folgten der West-Ost-Bewegung, getragen von Mönchen, insbesondere den Zisterziensern und den Prämonstratensern. Beide Orden wurden zu Ende des 11. Jh. in Frankreich gegründet und breiteten sich über Europa aus, bis nach Polen und Böhmen. Sie behielten eine kontinuierliche Westbindung, vor allem über ihre Novizen – die meist aus den Westen kamen – wie auch über die Städte im Westen, die sie unterstützten. Das Neue in ihrem Ordensleben war die Verbindung von Mission und Wirtschaftsleben, sie waren spezialisiert auf Rodung und Handarbeit wie auf die Entfaltung des kirchlichen und kulturellen Lebens. Vor allem die Zisterzienser wurden zu besonderen Förderern des geistigen Lebens im Ostseeraum, aber zugleich waren ihre Klöster auch Musterbetriebe für die allgemeine Landwirtschaft.

Im 13./14. Jahrhundert war die Religion dem Menschen wesentlich näher als zu unserer Zeit. „Der Himmel hing tiefer“ sagte Prof. Seibt, „das Leben des Menschen war eingebettet in Zusammenhänge, die ihn immer wieder nach oben wiesen; doch war ihm der Himmel näher, greifbarer vor Augen“, im Gegensatz zu uns, „den Aufgeklärten“, deren „Himmel dünn und sehr hoch geworden“ ist. Das gesamte geistige Leben wurde von der Kirche bestimmt, zur geistigen Umwelt gehörte die ganze Gesellschaft, das Dorf, die Stadt. Bestimmt wurde das Leben der alten Kirche von den Orden, von denen die geistigen Impulse kamen. Die Hierarchie organisierte und verwaltete, und so wurde ein umfangreiches Organisationsnetz – von den einzelnen Pfarreien bis hin zu den Diözesen – aufgebaut, das den gesamten Ostseeraum umspannte.

Eine besondere Bedeutung hatte dabei der Bau von Kirchen – angefangen von kleinen Pfarrkirchen bis hin zu den großen Domen in den Ostseestädten –, die eine notwendige spezielle Entwicklung der Baukultur erforderte. Nördlich der Mittelgebirge gab es dafür keine natürlichen Steine. Der Transport einer Fuhre Steine verdoppelte ihren Wert alle 14 km, was zu ungeheuren Kosten geführt hätte. So wurde der Ziegelbau entwickelt, die Grundlage für das Entstehen der Backsteingotik von Lübeck bis nach Rußland hinein.

Die durch die „agrarisches Revolution“ eingeleitete, sich über vier Jahrhunderte aufbauende vielschichtige Entwicklung führte im gesamten Ostseeraum bis ins 16. Jh. zu einem bemerkenswerten wirtschaftlichen, aber auch zugleich geistig-kulturellen Niveau. Diese Menschen waren auch im Bereich des Religiösen so eingestellt, daß sie im kirchlichen Leben mehr mitreden und mitentscheiden wollten. Es entstanden beachtliche Laienbewegungen, insbesondere Bruderschaften, die das einfache Leben, die Ablehnung des Luxus und neue Formen der Frömmigkeit, wie auch die aktive Beteiligung der Laien am religiösen Leben der Kirche anstrebten. In dieser geistigen Situation wurde in der Kirche eine gewisse „Führungsschwäche“ offenbar, indem es ihr nicht gelang, diese Entwicklungen aufzufangen. So fanden Luthers Gedanken von

der „allgemeinen Priesterschaft“ eben dort besonders Gehör, wo die Laienbewegung weit entwickelt war, z. B. in den Niederlanden und in der Schweiz, aber auch in Teilen des Ostseeraumes, nämlich im besonders hoch entwickelten und geistig motivierten Ordensstaat. Das führte in die zweite für die geistig-kulturellen Verflechtungen des Ostseeraumes entscheidende Entwicklungs-epoche, die „Reformationszeit“.

Als 1525 der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, den Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umwandelte, war er der erste Landesherr, der in seinem Herrschaftsbereich das Luthertum einführte. Er wurde damit zum Vorreiter des neuen Glaubens im Ostseeraum, was ungeheure Folgen hatte. Preußen wurde zum Zentrum der Missionie-



Albrecht von Brandenburg

rung im gesamten Osten und Norden. Außerordentlich schnell war der gesamte Ostseeraum lutherisch, bis nach Polen, Lettland, Estland und ganz Skandinavien. Insbesondere die Städte – so auch Danzig – nahmen den neuen Glauben vorrangig an und wirkten mit an der Verbreitung. So entstand in Königsberg ein Zentrum des Buchdrucks, in dem Bibelübersetzungen auch in den östlichen Sprachen gedruckt wurden.

Die Reformationszeit mündete jedoch in eine langjährige bis zur Erschöpfung geführte kriegerische Auseinandersetzung, den 30jährigen Krieg, der nicht nur im Ostseeraum grausame Spuren hinterließ. Seine Folgen waren ein ungeheurer Bevölkerungsverlust, eine Vernichtung von Menschen und Besitz, die beinahe zum Absterben der bürgerlichen Kultur sowohl im Ostseeraum als auch in weiten Teilen Deutschlands und Europas führte. Was sich ins 18. Jh. rettete, war kaum mehr vergleichbar mit dem einmal gewordenen.

Erst mit Beginn der dritten Epoche, der „industriellen Revolution“ im 19. und 20. Jahrhundert, stellte sich wieder eine bestimmte Aufwärtsentwicklung ein, doch hat diese den Ostseeraum weitgehend nicht

betroffen. Zwar blieben die Verkehrswege des Mittelalters erhalten, doch fehlte es im gesamten Ostseeraum an der für die neue Industrieentwicklung notwendigen Basis, den Rohstoffen. Der Industriegürtel von Kohle- und Eisenvorkommen zog sich quer durch das mittlere Europa von England, über Belgien, Mittelfrankreich bis hin nach Böhmen. In der etwas mehr nördlichen Zone gab es nur die beiden Gebiete an der Ruhr und an der oberen Oder, die beide in den Grenzen Preußens lagen. Das eigentliche Gebiet des Ostseeraumes bis zu den baltischen Ländern blieb jedoch im wesentlichen landwirtschaftlich orientiert. Der Anteil an der Industrialisierung beschränkte sich auf den Schiffsbau und eine sonst nur mühsame Entwicklung kleiner und mittlerer Industriebetriebe.

Der II. Weltkrieg und seine Folgen verursachten dann einen gravierenden Einschnitt in die Kontinuität der mannigfaltigen Verflechtungen der Länder im Ostseeraum. Das östliche Mitteleuropa war eine menschlich ungeheuer sensibel aufgebaute Zone, die im Zeitalter des Nationalismus unter Spannungen geriet, z. B. schon in der Zeit der Teilungen Polens durch die Germanisierung im preußischen Teil. Hitler setzte an die Stelle der nationalen Bewertung dann die rassische und den Völkerhaß. So wurden die Polen als Menschen zweiter Klasse bewertet, mit denen willkürlich umgegangen werden konnte. Der bis dahin entwickelten Vertrauensbasis zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk wurde der Boden entzogen, die über Jahrhunderte entwickelten Bedingungen für das Zusammenleben wurden zerstört. In dem Moment, wo Menschen einander nicht mehr als Bauer, Handwerker, Kaufmann usw. begegneten, sondern in ihrer Nationalität, da waren es nur noch Deutsche und Polen, die einander ausschlossen. Diese Zerstörungen hätten vielleicht im Geistigen überwunden werden können, da sie jedoch mit Massenvernichtungen und Massensterben verbunden waren, führten sie zu einem totalen Verlust der Vertrauensbasis, zum Zusammenbruch des gesamten mühsam ausbalancierten Grenzgefüges im Osten und zum Vorstoß der Sowjetunion weit nach Westen.

Damit ist eine Lage entstanden, die es unmöglich macht, den alten Zustand wiederherzustellen. „Das würde die Verhältnisse“ – nach Meinung Prof. Seibts – „noch stärker ins Chaos sinken lassen“. Heute gilt es, von den altvertrauten Strukturen der Vergangenheit Abschied zu nehmen und daraus zu lernen, daß es ungeheuer folgenreich ist, im Gleichgewicht befindliches menschliches Zusammenleben zu stören: in wenigen Jahren wird zerschlagen, was in Jahrhunderten aufgebaut wurde. „Wir haben nun die Aufgabe, die furchtbaren Jahre in unseren Köpfen gemeinsam mit unseren Nachbarn zu überwinden. Es gibt kein Zurück in die selbe Stadt, das selbe Dorf, das selbe Land; wir können nur nach vorn“ schloß Prof. Seibt. Jetzt bestehe nur die Chance, unter der Strahlungskraft der europäischen Gemeinschaft einen Neuanfang zu machen.

Edgar Lipscher

**D**r. Michels sprach zunächst von der Missionierung Skandinaviens im Zusammenhang mit der „Entdeckung“ des Ostseeraumes durch Mitteleuropa. Dort war das Christentum ein Erbe des römischen Reiches, verbreitet durch dessen militärische Ausdehnung, mit der die Mission einherging. Der wichtigste Schritt auf dem Weg nach Norden war dabei die Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen im späten 8. Jahrhundert. Als jedoch die dänischen Könige in Südschleswig das „Danewerk“ erbauen ließen – eine Verteidigungsanlage, fast dem Limes vergleichbar – fand die „Missionierung durch Unterwerfung“ hier ein Ende, so daß die Kirche auf Missionare „umstellte“. Unter diesen war die herausragende Persönlichkeit Ansgar, den man den „Patron des Nordens“ nennt. 801 geboren, war er Mönch im westfälischen Benediktinerkloster Corvey und wurde 831 auf dem Reichstag zu Diedenhofen zum ersten Bischof von Hamburg berufen. 832 ernannte ihn Papst Gregor IV. zum Erzbischof und Legaten für Skandinavien. Nun begann die Missionierung durch Mönche, die aber im Auftrag des Papstes und nicht ihres Ordens tätig waren.

Nach einigen Rückschlägen, wie z. B. die Zerstörung Hamburgs 845 durch die Dänen, wurden die beiden Bistümer Hamburg und Bremen zusammengelegt und dem Verband der Kölner Erzdiözese zugeordnet. Bischof dieses neuen Bistums wurde ebenfalls Ansgar. Die Mission in Dänemark hatte zunehmend Erfolg. Mehrere Bistümer wurden gegründet und unter der Führung von Hamburg und Bremen 864 zu einer neuen Erzdiözese zusammengeschlossen, dem ersten Ostsee-Erzbistum, das Jahrhunderte bestehen bleiben sollte. Als abgeschlossen galt die Mission Dänemarks, als König Harald Blauzahn im Jahre 960 die Taufe empfing.

Noch bedeutender für die Missionierung Skandinaviens sollte die Zeit werden, in der Norwegen, Schweden, Dänemark und auch England zu einem Wikingerbund zusammengeschlossen waren, denn in diesem Zeitraum, zu Beginn des 11. Jahrhunderts, kam eine große Zahl angelsächsischer Mönche nach Skandinavien. Seitdem gelten die skandinavischen Länder als christliche Reiche. 1104 wird das Erzbistum Lund mit dänischen Suffraganen gegründet und von Hamburg-Bremen abgetrennt. Schwedische Diözesen entstehen und werden Lund unterstellt bis zur Gründung des Erzbistums Uppsala 1164. Der Erzbischof von Lund behielt aber den Titel eines Primas von Schweden.

Dr. Michels verdeutlichte dann anhand von Kartenmaterial, wie sehr Mission und Handel miteinander verflochten waren. So hatte schon Ansgar seine Missionsreisen mit Booten in Gemeinschaft mit Fernhändlern gemacht. Sehr interessant für die Forschung sind die Funde der Otto-Adelheid-Pfennige, Münzprägungen aus der sächsischen Kaiserzeit – benannt nach Kaiser Otto I. und seiner zweiten Gemahlin Adelheid –, die es in Hinterpommern, Finnland und Estland gab, nicht aber im prussischen, let-

## Kirchliche Verflechtungen der Länder im Ostseeraum

Referent: Dr. Georg Michels, Leipzig



tischen und litauischen Bereich. Sie zeigen einerseits den Einfluß des Deutschen Reiches auf die Mission und sind andererseits auch ein Hinweis auf kriegerische Auseinandersetzungen.

Dr. Michels wandte sich dann der Missionsgeschichte im östlichen Ostseeraum zu. Große Bedeutung hatte darin im 10. und 11. Jahrhundert die Insel Gotland. Die Erschließung des Ostseeraumes erfolgte zunächst durch Händler: aus einer Genossenschaft der Gotlandfahrer ist später die „Hanse“ hervorgegangen. Es kam dann zu einer politischen und militärischen Durchdringung mit stabilen Herrschaftsstrukturen, die in Wechselwirkung mit der Ostmission trat. Hierfür wurde im Jahr 968 von Otto I. das Erzbistum Magdeburg gegründet, dessen Sinn es war, die politische Organisation der Marken zwischen Elbe und Oder, die die sächsischen Herrscher errichtet hatten, auch kirchlich zu untermauern. Das Erzbistum dehnte seinen Einfluß schnell nach Osten aus, denn auch Polen nahm durch die Taufe Mieszkos 966 den christlichen Glauben an. 968 wurde das Bistum Posen gegründet und Magdeburg unterstellt.

Das mühsam aufgebaute Markensystem zwischen Elbe und Oder wurde dann allerdings durch den Wendenaufstand 983 zerschlagen, was einen herben Rückschlag für die Völker im Ostseeraum bedeutete. In diesem Zusammenhang sind auch die gescheiterten Missionierungsversuche bei den Prussen durch Adalbert von Prag 997 und Brun von Querfurt 1003 zu sehen. Das Problem war, daß die Mission zunehmend als Mittel der Herrschaftsausdehnung benutzt wurde. Für die heidnischen Völker bedeutete Christianisierung zugleich die Einbindung in ein bestehendes christliches Staatswesen, also die Unterwerfung. Das erklärt ihren Abwehrkampf, der für sie ein Kampf für ihre Freiheit war. Als ein Beispiel dafür, daß Kirche zum Anhang herrschaftlicher Politik geworden war, erwähnte der Referent die Tatsache, daß Heinrich der Löwe die Neugründung des 1066 untergegan-

nen Bistums Mecklenburg durch den Bremer Erzbischof verhinderte und dann selbst das Bistum Schwerin gründete.

Parallel zu diesen Entwicklungen breitete sich Dänemark aus und gründete 1160 das Bistum Rügen als Suffragan von Lund und später das Bistum Reval. In den kommenden Jahrzehnten entstehen viele neue Bistümer, auch in Finnland und Polen, und 1201 wird die Stadt und das Bistum Riga gegründet. Man kann sagen, daß in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein kirchlich organisierter Kreis um die Ostsee geschlossen war, dessen Grenzen sich kaum noch veränderten.

Auch die Klostergründungen im Ostseeraum hatten meist politischen Hintergrund, wenn auch von seiten der Landesherren, die die Orden ins Land riefen. Dr. Michels ging als Beispiel kurz auf die Zisterzienser ein, deren Gründung 1098 im burgundischen Citeaux sich in diesem Jahr zum 900. Mal jährt. Ihr Wirken im Ostseeraum in einer ganzen Reihe von im 12. und 13. Jahrhundert gegründeten Klöstern hat eine große Bedeutung, nicht nur in Hinblick auf die Ausbreitung des Glaubens, sondern auch besonders für die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung des Gebietes. Durch sie begannen auch 1206 erneut mit Unterstützung Roms Missionierungsversuche bei den Prussen und 1215 wurde ein Zisterziensermönch, Christian von Oliva, zum Bischof von Preußen geweiht. Nicht zuletzt durch die Einmischung der benachbarten Landesherren in Pommerellen und Polen, die die Prussen erneut um ihre Unabhängigkeit fürchteten ließ, scheiterten auch Bischof Christians Bemühungen und er geriet in prussische Gefangenschaft.

Die Erhebung der Prussen 1218, durch die die Erfolge der Mission weitgehend ver-



St. Ansgar, Kirchenfenster in der Probsteikirche zu Schwerin.

nichtet wurden, führte dann 1225/26 zur Berufung des Deutschen Ordens ins Kulmer Land durch Konrad von Masovien. Dieser verkörperte beispielhaft die Idee einer Verbindung von Mission und Herrschaft und sah nun seine Aufgabe in der Missionierung Preußens, letztlich jedoch durch Rückkehr zum Prinzip der „Missionierung durch Unterwerfung“. Nach deren wesentlichem Abschluß wird das Preußenland 1243 in vier Diözesen aufgeteilt: Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland.

Im späten Mittelalter haben wir dann im Ostseeraum auf der einen Seite die „römische Welt“ mit den Erzbistümern Hamburg-Bremen, Gnesen, Riga, Lund, Uppsala und dem exemten (d. h. direkt dem Papst unterstellten) Bistum Kammin und östlich davon die byzantinisch missionierte „orthodoxe Welt“, die Slaven des Balkans und der Weiten Rußlands. Die alte Grenze zwischen Ost- und Westrom ist somit durch ganz Europa von Süden nach Norden verlängert. Als im 10./11. Jahrhundert das Reich der Kiewer Rus entsteht, wird es orthodox und auch die Fürstentümer Polozk und Nowgorod wenden sich dem orthodoxen Glauben zu. 1242 kommt es zu der berühmten Schlacht auf dem Peipussee zwischen Alexander Newski und dem Deutschen Orden. Der Orden verliert die Schlacht und damit wird eine Grenze festgelegt, die eigentlich bis heute besteht, nämlich die zwischen dem – wenn auch heute protestantischen – Estland und dem orthodoxen Rußland. Der Aufstieg der Moskauer Großfürsten zu russischen Zaren führt dann das russische Reich und damit auch den orthodoxen Glauben bis an die Ostsee heran.

Von außerordentlicher Bedeutung war dann der Einbruch der Reformation in diese Welt. Der „Staatsstreich“ des Hochmeisters des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg 1525 und die Umwandlung des Ordensstaates Preußen in ein weltliches Herzogtum hat zwar nicht zum Untergang des gesamten Ordens geführt, aber es wurde dadurch das erste protestantische Territorium geschaffen, dessen Ausstrahlungskraft außerordentlich war. Diese hatte insbesondere entsprechende Wirkung in Schweden und Dänemark. 1527 kam es in Dänemark zur Gleichstellung von Lutheranern und Katholiken. 1536 führte der König die Reformation durch und setzte die Bischöfe ab. Ebenfalls 1527 wurde in Schweden das Kirchengut säkularisiert und der Krone zugeschlagen. 1531 wurde der erste lutherische Erzbischof in Uppsala geweiht. Die kirchliche Organisation blieb in Schweden im Gegensatz zu Dänemark erhalten. 1561 wurde dann auch Kurland reformiert und nach Vorbild des Ordenslandes in ein Herzogtum umgewandelt.

In diesem nunmehr kirchlich zersplitterten Ostseeraum vollzieht sich der Aufstieg Schwedens zur Großmacht. Sein Eintritt in den 30jährigen Krieg ist ein Eintritt in einen Konfessionskrieg. In diesem Krieg überlagern sich wieder politische und konfessionelle Fragen wie zu Zeiten der Missionierung. Die Religionszugehörigkeit wird zunehmend zu einem Mittel staatlich-politischen Bekenntnisses. Bis in die heutige



Zweites Benediktinerinnen-Kloster in Schweden, Vadstena.

Zeit hinein haben die Staatskirchen in den protestantischen Reichen Monarchen mit einer fast sakralen Stellung.

Aber Religion wurde auch zu einem Mittel nationalen Bekenntnisses umfunktioniert. Ein Beispiel dafür war der Kulturkampf, der in westlichen Teil des Königreichs Preußen völlig anders aussah als in seinem Osten. Im Westen wurde gegen die Katholiken vorgegangen, im Osten aber wurde über einen kirchlichen Weg eine ethnische Minderheit unterdrückt, denn die polnische Sprache wurde in Schule und Kirche verboten.

Heute gibt es im Osten Europas ähnliche Probleme in mehrschichtiger Weise, sowohl in religiös-kirchlicher als auch in ethnischer Hinsicht: die russischen Minderheiten haben ihre Konflikte in den neuen Staaten durch die orthodoxe Kirche, es gibt solche zwischen Orthodoxen und Protestanten in den baltischen Staaten, zwischen Katholiken und Orthodoxen in Rußland – wo die orthodoxe Kirche zu verhindern versucht, daß katholische Organisationsformen ent-

stehen – wie auch in der Ukraine durch das Wiedererstarken der Unierten Katholischen Kirche.

Bemerkenswert sei – so Dr. Michels – in den skandinavischen Ländern das „selbstbewußte“ evangelisch-protestantische Verhältnis den Katholiken gegenüber. In einer aktuellen Kirchengeschichte z. B. könne man heute noch den Satz lesen, daß durch die Reformation das Licht des Evangeliums seinen Einzug in Skandinavien gehalten habe. Dennoch ist es heute wieder möglich, sich in diesen Ländern auch als Katholik zu organisieren, denn es gibt in den skandinavischen Ländern inzwischen sechs Bistümer: in Schweden *Stockholm*, in Dänemark *Kopenhagen*, in Finnland *Helsinki*, sowie in Norwegen *Oslo* und die Prälaturen *Trondheim* und *Tromsøe*. Das zeigt uns, daß man heute sehr wohl die Politik von der Religion abkoppeln und zu einem neuen christlichen Verhältnis kommen kann. Leider ist das nicht überall selbstverständlich, wie es uns Nordirland immer wieder zeigt.

Christel Gollmann

## Die Region Königsberg/Kaliningrad – Situation und Zukunftsvision

Referent: Prof. Dr. Wladimir Gilmanow, Königsberg

Königsberg oder Kaliningrad? – Für Prof. Dr. Wladimir Gilmanow stellt die Stadt Königsberg aufgrund ihrer Geschichte ein Herzstück Europas dar, so daß die Frage nach der Verwendung der deutschen oder der russischen Benennung eher zur Nebensache wird. Dafür wurde um so deutlicher, daß der Stadt in ihrer heutigen Situation geholfen werden muß, zu europäischen Standards zurückzukehren und daß sie dann für Europa vieles anzubieten hat.

Die Geschichte Königsbergs ist eng mit der gesamteuropäischen Geschichte verknüpft, begann Professor Gilmanow seine Ausführungen. Deshalb kann am Beispiel dieser Stadt auch die Frage nach dem Woher und Wohin der europäischen Geschichte im Allgemeinen gestellt werden. Dabei stehen sich das Konzept von Gottfried Wilhelm Leibnitz, das besagt, daß „wir in der besten aller



denkbaren Welten“ leben, und die Realität oft diametral gegenüber. Es ist schwer in einer Welt zu leben, in der Auschwitz, der Gulag und Hiroshima möglich waren, aber andererseits lassen sich seitdem sehr deutlich positive Entwicklungen der europäischen Kultur verzeichnen. Jetzt ist die

Menschheit an einem Wendepunkt der Geschichte angekommen und das nächste Jahrhundert braucht den verantwortungsvollen, aufgeklärten Menschen, der die einzig mögliche Zukunft einer gesamteuropäischen Integration vom Atlantik bis zum Ural gestaltet.

Bisher ist diese europäische Integration leider vor allem auf die Wirtschaft reduziert, und metaphysische Sehnsüchte der Menschen werden weder im Westen noch im Osten Europas berücksichtigt. Denn in Westeuropa tut sich eine große Kluft zwi-



*Die Domruine in Königsberg.*

schen Zivilisation und Kultur sowie zwischen Haben und Sein auf, und in Rußland hat sich weder die Zivilisation noch die Kultur bisher nennenswert entwickelt.

Prof. Gilmanow stellte seine Idee zur Annäherung der entfremdeten Kulturen und zum Entdecken der verbindenden Werte vor. Er verglich sie mit der mittelalterlichen Scholastik und bezeichnete sie als eine „Infrastruktur der Liebe“, die dazu beitragen kann, jenseits von Nationalismus und Engstirnigkeit die pluralistische und demokratische Gesellschaft in Rußland positiv zu entwickeln.

Rußland ist zur Zeit wesentlich durch Entwurzelung und Entgeisterung geprägt. Was lebt, ist vor allem der Mythos, der das Land und auch die Stadt Königsberg umgeben. Dieser Mythos speist sich aus verschiedenen Elementen der Geschichte und der Gegenwart, wie etwa aus der litauisch-polnisch-preußischen Nachbarschaft, dem tragischen Untergang der Stadt, der Geschichte der Einwanderer und auch aus der noch ungewissen Zukunft.

Heute ist die Situation im Kaliningrader Gebiet als äußerst schwierig zu bezeichnen. Abgesehen von der schwierigen materiellen Situation und der Ernährungslage sind die Menschen vor allem durch Verlüsterungen geprägt. Nach dem Zusammenfall der kommunistischen Werte sind an ihre Stelle bisher nur Konsum und Kapitalismus

getreten. So ist die Region in ein geistiges Vakuum geraten.

Hoffnungen auf die europäische Einigung und auf die Entwicklung einer starken Königsberger Region und einer damit verbundenen regionalen Identität haben sich nicht erfüllt.

Auch die Angebote von deutschen Vertriebenen, die bereit waren, den Aufbau sowohl mit finanziellen Mitteln als auch mit persönlichem Engagement zu unterstützen, wurden durch die Hürden der örtlichen postkommunistischen Bürokratie und vor allem aus Angst vor dem Gespenst der Regermanisierung brüsk zurückgewiesen. Dies sind nur zwei Beispiele dafür, wie der nach der Wende erhoffte Aufschwung im Sand verlief, was die ausweglose Stimmung in der Region verstärkte.

Trotzdem ist Königsberg eine Großstadt mit allen Facetten und vielen kulturellen Kontrasten. Es gibt ebenso die „Neuen Russen“ mit ihren Luxuslimousinen wie Straßenkinder, Spielhöhlen und Schulmädchenprostitution. Und es gibt in dieser Stadt zwei verschiedene Zeitrechnungen.

Bis 1996 hegten viele Menschen große Erwartungen auf einen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung. Diese waren durchaus begründet, denn es gab bereits konkrete Kooperationen, die eine schnelle Anbindung an Europa erhoffen ließen. Zu nennen sind hier der begonnene Ausbau der Autobahn Kaliningrad–Berlin. Sie wurde jedoch nur bis zur polnischen Grenze ausgebaut, womit das Projekt für Kaliningrad seinen Sinn bisher nicht erfüllt. Einen wichtigen Punkt bildete in dieser Phase des Aufbruchs auch das Gesetz zur Schaffung der Sonderwirtschaftszone im Kaliningrader Gebiet. Es ist als große Leistung zu bewerten, daß dieses Gesetz gegenüber der Moskauer Regierung und den Militärs durchgesetzt werden konnte. Leider bildete dieses Gesetz jedoch gleichzeitig den Schlußakkord der von Professor Gilmanow so bezeichneten „romantischen Ära“ des Aufschwungs im Kaliningrader Gebiet.

Eine eigene Bedeutung kommt nach wie vor dem Wiederaufbau des Domes zu, der eine wichtige identitätsstiftende Brückenfunktion für die Region hat. Der Wiederaufbau symbolisiert das Bekenntnis zu einer Vergangenheit, die Teil der russischen, deutschen, polnischen und litauischen Geschichte und damit ein Stück ureuropäischer Identität ist. Entscheidend ist, welcher Sinn diesem Projekt beigemessen wird. Während die einen den Wiederaufbau mit Aspekten der Versöhnung, Menschenliebe und Toleranz versehen, wird das Projekt von anderen für die Vermittlung nationaler Besitzansprüche benutzt. So sind Aussagen, daß der Dom ein Symbol für die ewige Zugehörigkeit Rußlands sei, symptomatisch, da sie die Schwierigkeiten der Identitätsbildung der Region widerspiegeln.

Niemand bezweifelt, daß das Kaliningrader Gebiet Teil der russischen Föderation ist und bleibt. Dennoch muß für diese Exklave ein besonderer Status angestrebt werden, der den Aufbau zum wirtschaftlich-

politischen Verbindungsglied zu den westlichen Anrainern und zur EU ermöglicht. In Königsberg könnte so ein neues Leitbild für Europa entwickelt werden.

Auch die christlichen Kirchen könnten sich daran beteiligen und versuchen, sich im Geiste des Vertrauens auszusöhnen und integrierend zu wirken. Bisher gibt es im Gebiet 300 russisch-orthodoxe, katholische und lutherisch-evangelische Gemeinden.

Die wirtschaftliche Situation der Einwohner ist mehr als schwierig, denn die Produktion sinkt ebenso wie die Realeinkommen. Zur Zeit leben etwa 40 % der Bevölkerung der Region unter der Armutsgrenze, d. h. viele Menschen – vor allem in der ländlichen Bevölkerung – haben nur etwa 85,- DM im Monat zur Verfügung. Die politische Lage spitzt sich zu, und die soziale Instabilität steigt. Denn die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Löhne sind niedrig, die Kluft zwischen Arm und Reich vergrößert sich ständig, seit Jahren liegt die Sterblichkeitsrate höher als die Geburtenrate, Alkoholismus- und Aids-Raten nehmen zu, die Umweltsituation ist außerordentlich schwierig. So ist die Atmosphäre durchgehend von hoher Auswegs- und Initiativlosigkeit geprägt und mit einem rapiden moralischen und materiellen Verfall verknüpft. Der Gouverneur Leonid Gudenko setzt als nüchterner Pragmatiker vor allem auf die Partnerschaft mit den Anrainern, was sich aber nur teilweise bewährt. Er versucht das Gebiet in einen attraktiven Standort für das europäische Kapital umzuwandeln. Die Voraussetzungen dafür sind einigermaßen gegeben, da es Investitionspotential wie Bernstein oder Erdöl in ausreichender Menge gibt. Da es jedoch massive Probleme mit einem Mangel an Investitionssicherheit, fehlender Sicherheit in bezug auf Ei-



*Gedenktafel an Immanuel Kant an der Schloßmauer in Königsberg, ursprünglich von 1904, 1993 in deutscher und russischer Sprache erneuert.*

gentum an Grund und Boden und sich zuspitzender Kriminalität gibt, ist es kaum realistisch, daß das europäische Großkapital sich zunehmend im Kaliningrader Gebiet niederläßt.

Gerade in dieser Situation sind neue politische Konzepte, geistige Strategien und Wagnisse gefordert: Es müssen Projekte entwickelt werden, die in gewissem Sinne europäische Logiken und Lebensformen in Richtung Rußland vorwegnehmen können. Für diesen Paradigmenwechsel ist Königsberg – kantisch gesagt – „ein schicklicher Platz“. Die Stadt ist prädestiniert dazu, gegenseitiges Vertrauen zu riskieren und so zu einem Modell europäischer Zusammenarbeit von verschiedenen Volksgruppen und Kulturen zu werden.

Prof. Gilmanow nannte abschließend einige Lösungsansätze für die Königsberger Problematik:

Die Einrichtung einer internationalen Universität könnte dazu beitragen, daß die Stadt ein Laboratorium einer neuen Aufklärung im europäischen Raum wird.

Die Königsberger Region müßte einen autonomen europäischen Status erhalten. Außenpolitisch könnte Königsberg von der russischen Föderation vertreten werden. Zudem muß Rußland das Recht haben, seine militärischen Truppen im Gebiet zuzuziehen. Diese Frage ist heikel, aber zu lösen, indem für den Umfang der Truppenpräsenz eine Obergrenze vereinbart würde, die sich den Maßstäben der gesamt-europäischen Abrüstung orientiert. Angesichts der Diskussionen um die Nato-Osterweiterung wäre es wohl zudem angemessen, die Truppen des Kaliningrader Sonderverteidigungsbezirktes ebenfalls in die Nato aufzunehmen.

Zur Regelung der Aufenthaltsfragen soll ein besonderes Niederlassungsrecht eingeführt werden, für das folgende Regeln gelten: Wer mit zivilem Wohnsitz gemeldet ist, hat ein unbefristetes Heimatrecht. Vertriebene und ihre Nachkommen haben ein uneingeschränktes Rückkehrrecht. Jeder andere ausländische oder russische Staatsangehörige hat Niederlassungsrecht, wenn er einen Arbeitsplatz hat. Jeder der investiert und Arbeitsplätze schafft, hat ein freies Niederlassungsrecht.

Die Frage nach dem Rückkehrrecht der Vertriebenen ist brennend. Aber im Rahmen der Entwicklung neuer Strategien scheint dieses Zugeständnis unvermeidlich zu sein. Realistisch betrachtet wollen vermutlich nur sehr wenige Vertriebene zurück kommen, aber ihnen die Rückkehroption zu öffnen, wäre ein wichtiges humanitäres Anliegen. Es geht dabei nicht um eine Revidierung der europäischen Architektur, sondern um die Vorwärtsbewegung unter dem Aspekt der neuen europäischen Logik.

Unter den genannten Kriterien könnte ebenfalls der Zuzug von russischen Bürgern deutscher Nationalität durchgesetzt werden. Denn sie könnten einen spezifischen Beitrag zum Erfolg der Region leisten und besonders in Kaliningrad eine eigene Identität finden. Es ist nicht notwen-

dig, daß sie nach Deutschland aussiedeln, da dies häufig auch keine richtige Lösung für sie ist.

In Königsberg soll die soziale Marktwirtschaft eingeführt werden, Privateigentum an Grund und Boden ist dabei zulässig. Die Wirtschaft der Region öffnet sich dem Weltmarkt. Die EU, vor allem die westlichen Anrainerstaaten unterstützen den Aufbau einer effizienten Verwaltung sowie die Modernisierung der Infrastruktur, der Telekommunikation, des Schienennetzes, des Straßennetzes, des Flughafens, des Hafens, der Energieversorgung sowie der Gewerbegebiete. Russische Firmen sollen an allen Projekten beteiligt werden, denn mit dem technischen Transfer soll auch ein Know-how-Transfer und eine berufliche Qualifikation der Mitarbeiter russischer Firmen erfolgen.

Eine Förderung des Gebietes durch die Europäische Bank für Wiederaufbau muß angestrebt werden. Zudem sollte die Bundesrepublik prüfen, ob die Möglichkeit einer Förderung durch EU-Mittel besteht und ob eine Assoziation des Gebietes an die EU möglich ist.

Abschließend stellte Prof. Gilmanow fest, daß es wohl nicht einfach wird, diese zugegebenermaßen idealistisch geprägte Vision in die Praxis zu transferieren. Der Schlüssel dazu liegt auf der politischen Ebene vor allem in Moskau, Warschau, Berlin, Brüssel und Wilna. Er liegt jedoch seiner Meinung nach auch in den Herzen der Menschen, die sich auf der Grundlage der „Infrastruktur der Liebe“ darum bemühen die gemeinsame europäische Kultur und die Verbindung zwischen Ost und West lebendig werden zu lassen.

Claudia Gawrich

## GESPRÄCHSFORUM

# Perspektiven geistig-kultureller Zusammenarbeit

Gesprächspartner:

**Gunilla Hellman**, Kopenhagen, Sektionschefin im Nordischen Ministerrat für Kultur und Soziales

**Dr. Jonas Kilius**, Wilna/Vilnius, Leiter des Lehrstuhls für Deutsch an der Universität Wilna, Vorsitzender der Litauisch-Deutschen Gesellschaft

**Prof. Dr. Andrzej Januszajtis**, Danzig/Gdańsk, Prof. em. für Physik an der T.H. Danzig, Vorsitzender des ersten freien Stadtrates nach der „Wende“ 1990 bis 1994

**Prof. Dr. Wladimir Gilmanow**, Königsberg/Kaliningrad, Dozent für Germanistik, Kultur- und Literaturwissenschaft an der Universität Kaliningrad

**Prof. Dr. Ferdinand Seibt**, München, Prof. em. für Geschichte an der Universität Bochum, Vorsitzender des Collegiums Carolinum, München

Gesprächsleitung:

**Viola Nitschke-Wobbe M. A.**, Frankfurt, Musik- und Kunstwissenschaftlerin

Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs, der auch den Ostseeraum spaltete, ist einiges in Bewegung gekommen in den wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der Länder. Deutlich wurde dies unter anderem auf der 3. Kultusministerkonferenz 1997 in Lübeck, an der Vertreter sämtlicher Ostseeanrainer teilnahmen. Dort wurde ein Aktionsprogramm verabschiedet, das die Schaffung eines Netzwerkes vorsieht, um Impulse für die kulturelle Zusammenarbeit in der Region zu geben und bestehende Hindernisse auszuräumen. Die Teilnehmer des Gesprächsforums waren eingeladen, aus ihrer spezifischen Sichtweisen den Stand der Zusammenarbeit zu be-

leuchten und Perspektiven für die Zukunft aufzureißen.

**Gunilla Hellman** vertrat die skandinavische Perspektive. Hier gibt es eine lange Tradition der Nordischen Zusammenarbeit, die sich bis zu einer allgemeinen Paßfreiheit und einem gemeinsamen Arbeitsmarkt auswirkten. 1995 wurde diese Arbeit umstrukturiert und auf drei Pfeiler gegründet: erstens den traditionellen innernordischen Pfeiler, zweitens den Europapfeiler, drittens den Pfeiler der regionalen Zusammenarbeit im Ostseeraum. Dieser Pfeiler genießt heute besondere Priorität und fördert vom Warenverkehr bis zum Jugendaustausch die Kooperation mit den baltischen Staaten, mit Rußland und der Region Königsberg/Kaliningrad.

Als Mitarbeiterin des Kulturfonds weiß Gunilla Hellman, daß diese Beziehungen über die wirtschaftliche und diplomatische Ebene hinaus auch auf der „Graswurzelebene“ im Austausch von Organisationen, Gruppen und Individuen Fuß fassen. Finanziell beschränken sich die gesamt-nordischen Beziehungen auf einen knappen Etat von 20 Mill. Mark. Wichtiger seien da die bilateralen Aktivitäten, insbesondere zwischen Finnland und Estland, zwischen Dänemark und Lettland sowie zwischen Schweden und Polen. „Der Einsatz von Freiwilligen spielt dabei eine große Rolle“, erklärte Hellman, die vor allem von Projekten im sozialen, weniger im wissenschaftlichen Austausch wußte. Entscheidend sei nun die Förderung der Aktivitäten der jungen Generation: „Ihre Einstellungen, Interessen und Bedürfnisse werden dafür von höchster Bedeutung sein, wie sich die Region als Ganze erholt und wie sie im anderen Teil Europas und der Welt eingestuft wird.“



Von links: Prof. Dr. Wladimir Gilmanow, Prof. Dr. Ferdinand Seibt, Viola Nitschke-Wobbe M. A., Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, Gunilla Hellman, Dr. Jonas Kilius.

Jonas Kilius skizzierte als Vertreter Litauens zunächst die Merkmale seines Landes für die Ankunft in Europa nach der Zeit der kommunistischen Herrschaft. Litauen habe eine stabile Demokratie mit einer beispielhaften Pressefreiheit und ein kontinuierliches Wirtschaftswachstum. Zur Zeit sei es aus Mangel an finanziellen Ressourcen leider noch nicht möglich, etwa wie Polen, Kulturinstitute in Deutschland einzurichten. In der Wirtschaft sei jedoch „das höchste Tief überwunden“.

Daß Litauen auf dem Gebiet von Kultur und Wissenschaft etwas zu bieten habe, bezweifelt Jonas Kilius nicht. Zur Zeit des Kommunismus haben sich die Begabtesten nicht in Wirtschaft oder Politik, sondern im künstlerischen Bereich engagiert. Ein Liedfest in Vilnius mit über 1.000 Tanz- und Singgruppen klassischer wie moderner Musik oder auch im Westen erfolgreiche Theaterregisseure sind Beispiel dafür. Auch in der Naturwissenschaft besteht ein hoher Standard. In Litauen wurde die Halbleitertechnik weiterentwickelt und die Raketenelektronik für die sowjetische Raumfahrt hergestellt.

Differenzen bestehen in der Einschätzung der Geschichte. Während im Westen die kulturelle Mission des Deutschen Ordens hervorgehoben wird, steht in Litauen seine aggressive Mission im Vordergrund. Hier plädierte Kilius „für einen großen erweiterten Dialog, besonders zwischen den deutschen und litauischen Historikern“ als Grundlage für ein kulturelles Miteinander in Europa.

Was die europäische Integration angeht, besteht nach der anfänglichen Euphorie ein gedämpfter Optimismus. Zwar gebe es auch die Befürchtung, daß man Brüssel gegen Moskau eintausche und so wiederum die eigene Identität aufs Spiel setze. Aber der Wunsch der Integration in den Westen dominiere. Hinzu komme die Ungewißheit über die Situation in Rußland und dessen Überwindung des Kommunismus. „Die Zukunft Europas entscheidet sich in Moskau“, behauptet Kilius, „wenn Rußland völlig demokratisch wird, entfallen die Probleme auch für die baltische Region.“

Für Andrzej Januszajtis ist die gemeinsa-

me Grundlage die Natur (des Ostseeraumes) und die Kultur. Die Geschichte, in der nicht nur Auseinandersetzungen herrschten, sondern große Menschen Werke geschaffen haben, an die wir heute anknüpfen können, prägte seit Jahrhunderten diese Kultur. Januszajtis sieht die Chance, auf dieser Grundlage eine europäische Zukunft zu gestalten. Die Stadt Danzig habe in diesem Sinne schon lange Zeit eine Brückenfunktion für den Ostseeraum eingenommen. Er nannte Beispiele aus der Tausendjahrfeier der Stadt 1997, die diese Funktion verdeutlichten: So zog die Veranstaltung der Neuen Hanse unter dem Motto „Hanse investiert in Hanse“ 2.500 Vertreter aus 180 nordeuropäischen Städten an; für die Ausstellung „Aurea Porta“ wurden 900 Kunstgegenstände aus 36 Ländern mitgebracht, die zur Kulturgeschichte der Stadt gehören; 600 Musiker aus sechs Ländern spielten die 8. Symphonie von Gustav Mahler.

Um den Austausch zwischen den Städten anzuregen, war schon 1991 in Danzig ein Verein der Städte gegründet worden, dem mittlerweile 77 Mitglieder angehören. „Diese Städte arbeiten rege im Bereich Wirtschaft, Kultur, Umweltschutz und Sicherheit zusammen“, freut sich Januszajtis.

Wladimir Gilmanow machte auf die noch „offenen Wunden in den kulturell-historischen und militärisch-politischen Geweben“ aufmerksam. Gelingen es nicht, diese Wunden gemeinsam zu heilen, könne die europäische Architektur ins Wanken geraten. Grundlage dafür sei eine gesunde Wirtschaft. Diese habe zunächst Priorität. Die Ökonomie dürfe allerdings

*Nidden auf der Kurischen Nehrung, ehemaliges Haus von Thomas Mann.*

nicht die moralischen Werte verdrängen. Dabei hob Gilmanow Kants Konzept für einen ewigen Frieden hervor: „Der konsequente Dialog muß am Leben erhalten werden.“

Ansätze eines Austausches mit anderen Ländern im Ostseeraum seien in Königsgberg zu erkennen, etwa wirtschaftliche Projekte der skandinavischen Länder, oder der Austausch von Waisenkindern in deutschen Familien. Allerdings sind diese Ansätze noch recht bescheiden. Von einer Brückenfunktion der Region Kaliningrad zwischen Westeuropa und Rußland könne noch keine Rede sein.

Ferdinand Seibt unterschied zwischen der diplomatischen und der persönlichen Ebene. So wichtig es für jede Art des Austausches sei, daß die Rahmenbedingungen stimmten, so entscheidend sei es, daß sich die Begegnung zwischen den Menschen entwickle. Ein Austausch zwischen Auszubildenden verschiedener Nationen für ein Jahr in Familien hielt Seibt für eine gute Idee, die nicht viel koste. Davon könnten nicht nur die jungen Menschen, sondern auch die Familien profitieren.

Ein weiteres Projekt für eine gemeinsame Perspektive sei eine neue Geschichtshermeneutik, weg von den vorherrschenden Nationalgeschichten. Zum Beispiel eine Geschichte des *bonum commune*, des gemeinen Nutzens zu schreiben, das zu sichern sich die Herrschenden zusprachen, wäre hier eine neue Perspektive, die nicht das Nationale zum letzten Sinn erklärt.

Soweit die Bestandsaufnahmen aus den verschiedenen Ländern.

Wie aber sehen die Perspektiven in eine gemeinsame europäische Zukunft aus? Ist man noch bei einer nationalen Selbstfindung oder wächst eine europäische Identität?

Andrzej Januszajtis behauptet: „Wir haben keine Probleme mit unserer nationalen Identität.“ Natürlich sei es immer schwächer mit der anderen, europäischen Identität, aber regionale grenzübergreifende Gemeinsamkeiten können dazu einen Beitrag leisten. Er nannte das aktuelle Beispiel der Enthüllung eines Gutenbergdenkmals in Danzig für europäische Identität: „Mit solchen klei-







*Cappella Gedanensis.*

nen, scheinbar kleinen Schritten kann man aus diesem regionalen Bewußtsein sehr glatt zu einem europäischen Bewußtsein kommen.“

**Gunilla Hellman** beobachtet in Europa zwei gegenläufige Phänomene: Nationalismus im Osten und Globalisierung im Westen. „Ich glaube, daß beide zur Entwicklung Europas gehören.“ Dabei scheint ihr die „baltische Perspektive“ besonders wichtig. „Die wichtigste Aufgabe der älteren Generation ist, die geistigen, mentalen und kulturellen Symbole, die durch Jahrhunderte der Zusammengehörigkeit geschaffen worden sind, an die jüngere Generation weiterzuvermitteln, welche die Entwicklung weiterführen und ihr einen neuen Inhalt geben kann.“

**Jonas Kilius** glaubt, daß seine Landsleute durch die fehlende Kommunikation während der Zeit des „Eisernen Vorhangs“ besonders das Deutschlandbild kaum hätten revidieren können. „Die revolutionären Veränderungen in den Köpfen der Deutschen seit der Nachkriegszeit“ seien weitgehend unbekannt. Der Abbau der historischen Vorurteile scheint ihm deshalb neben der reinen kulturellen Arbeit besonders wichtig. „Überhaupt der Gedanke von Europa muß in meinem Land und in den Nachbarländern noch verbreitert werden.“

**Wladimir Gilmanow** glaubt, daß man aus der nationalen Identität wie aus der „eigenen Haut“ nicht hinauskönnne. Das Problem liege auch auf anderer Ebene in der Suche nach dem wahren Menschenbild. „Dieser Herausforderung müssen wir gerecht werden, sonst wird unsere gesamteuropäische Identität auch im baltischen Raum bis zum Phänomen des Marktsubjektes reduziert – und das ist keine gute, das ist eine fatale Identität.“

**Ferdinand Seibt** schloß an: „Eine jede politische Gemeinschaft muß Ideen und Ziele haben, sonst wird sie leer und hohl und öde.“ Er erkannte den Wunsch gerade der Menschen in der Enklave Königsberg an, den Kreis der Isolation zu durchbrechen. Hier wäre eine Hilfe von außen nötig. Er regte an, eine Entschließung in Gemen zu erlassen als kleinen Schritt, auf den man anderenorts verweisen könne.

**Adalbert Ordowski**

**Z**u Beginn des Gesprächs hatten die vier Geistlichen Gelegenheit, die aktuelle religiöse und kirchliche Situation in ihren Ländern zu schildern.

**Bischof Einar Soone** aus Estland:

Das Land hat 1,5 Mio. Einwohner, davon sind nur zwei Drittel Esten. Die Kirchen haben einen öffentlich-rechtlichen Status, wobei alle Konfessionen gleichgestellt sind. Der lutherischen Kirche gehören 200.000 Menschen an, davon sind nur 55.000 aktive Christen, die einen jährlichen Beitrag zahlen.

Die Kirchen, die schon immer in Estland vertreten waren; gründeten 1989 den ökumenischen Rat Estlands. Ihm gehören fünf Konfessionen an: die lutherische Kirche, die katholische Kirche, die evangelische Baptisten, die Methodisten und die Pfingstgemeinde. Ein Ausschuß dieses Rates verhandelt mit dem Staat über Bildungsfragen, kulturelle und soziale Angelegenheiten.

habe unterschiedliche soziale Situationen und Gruppen geschaffen. Nur ein Fünftel der Bevölkerung fühlt sich einer Konfession zugehörig. Es sei ein beschwerlicher Weg, wieder annähernd die Anhängerschaft zu erreichen, die die Kirchen vor dem Krieg hatten, wo sich 78 % zur lutherischen Kirche und 17 % zur orthodoxen Kirche bekannten. Aber es bestünden durchaus Chancen. „In den letzten Jahren haben sich viele Leute mit der Kirche verbunden, einige sehen in der Liebe Gottes einen ständigen Wert des Lebens“, faßte er seine Bilanz zusammen. Sekten haben dagegen kaum Erfolg, da Straßenmission mit fremden Liedern und Botschaften nicht dem Charakter der Esten entspricht.

**Bischof Andrzej Sliwiński** aus Polen:

Bischof Sliwiński ging auf die Situation der Nachkriegszeit ein. Durch die Vertreibungen deutscher und polnischer Menschen haben sich in den frei gewordenen Gebie-

## GESPRÄCHSFORUM

# „Missionsland“ Ostseeraum?

### Chancen christlich-ökumenischer Zusammenarbeit

Der Religionsunterricht an den Schulen ist fakultativ und wird in den einzelnen Regionen unterschiedlich wahrgenommen. Dies hängt weitgehend von der Schulleitung und der Persönlichkeit der Lehrerin bzw. des Lehrers ab. Vor etwa sechs Jahren erlebten die Kirchen zunächst einen starken Aufschwung mit vielen Taufen von Erwachsenen. Dieser Prozeß hat sich inzwischen stabilisiert.

Bischof Einar Soone ist sich sicher: „Von den Kirchen werden Stellungnahmen zu ethischen und moralischen Fragen erwartet, z. B. zur Todesstrafe, Abtreibung, Euthanasie, Ehe und Familie, Erziehung von Kindern und Jugendlichen.“ Die heutige Gesellschaft in Estland sei nicht eindeutig zu definieren. Die schnelle gesellschaftliche Entwicklung

ten hauptsächlich Polen aus der Ukraine und Weißrußland angesiedelt. Lebten in dem Gebiet Ostpreußens früher überwiegend Lutheraner, so sind es heute Katholiken. Die junge Diözese Elbing, der Sliwiński vorsteht, umfaßt einen Teil des früheren Ermlands und kann auf eine lange Geschichte zurückschauen. Von 1243 bis zur Reformation gab es hier die Diözese Pomesanien. Heute leben in dem Gebiet über eine halbe Million Katholiken. Es gibt 300 Pfarrgemeinden, fast 400 Priester und ein eigenes Priesterseminar mit 100 Theologiestudenten.

Während der kommunistischen Herrschaft standen die Menschen trotz Verfolgung treu zur Kirche. Wissensvermittlung über den Glauben gab es nur in der Pfarrgemeinde

Gesprächsteilnehmer:

**Bischof Einar Soone** vertrat die Lutherische Kirche in Estland mit Sitz in Tallinn. Zusammen mit Erzbischof Jaan Kivit ist er verantwortlich für Verwaltung und Seelsorge der einzigen lutherischen Diözese des Landes.

**Bischof Dr. Andrzej Sliwiński** vertrat Polen. Nach zwei Jahren als Kaplan in der Seelsorge sowie der Promotion wurde er Professor am Priesterseminar in Pelplin, später Weihbischof in Gdingen/Gdynia und schließlich vor sieben Jahren Bischof der neugegründeten Diözese Elbing/Elbląg.

**Bischof Hubertus Brandenburg** stammt aus Osnabrück. Er studierte Jura und Volkswirtschaft und dann Theologie. 1953 zum Priester geweiht, wurde er 1974 Weihbischof des Bistums Osnabrück mit Sitz in Hamburg und vor 20 Jahren zum Bischof von Schweden mit dem Sitz in Stockholm berufen.

**Dr. Gottfried Sprondel**, in Hinterpommern geboren, wurden er und seine Familie 1945 aus der Heimat vertrieben. Als evangelischer Geistlicher ist er verheiratet und hat drei erwachsene Kinder. Zuletzt war er 13 Jahre Landessuperintendent in Osnabrück und ist seit 1995 im Ruhestand. Neben offiziellen Kontakten durch sein Amt als Vorsitzender des EKD-Ostkirchenausschusses pflegt er viele persönliche Beziehungen zu Menschen in seiner alten Heimat und auch in den neuen Bundesländern.

Gesprächsleitung:

**Monika Wienhold-Quecke**, Laatzten, Lehrerin und Religionspädagogin.

und in den Familien. Die Vertreter der Kirchen hatten keinen Zugang zu den Universitäten und Schulen. In dieser Zeit mußten Priester viele administrative und caritative Aufgaben übernehmen, da die Laien Repressalien ausgesetzt waren.

„Jetzt im freien Staat geht den Menschen die Entwicklung vom Kommunismus zum Kapitalismus nicht schnell genug“, glaubt Sliwiński, „sie sind ungeduldig, doch es entwickelt sich gut und geht in eine gute Richtung.“ Die Menschen erfreuten sich der Freiheit, und zugleich sind noch viele Polen dem Sozialismus innerlich verhaftet. Allgemein sind sie kritischer geworden und haben gelernt, gut und schlecht zu unterscheiden. „Nicht alles Schlechte kommt aus dem Osten und umgekehrt, nicht alles, was aus dem Westen kommt, ist gut. Man muß lernen abzuwägen und seinen Standpunkt finden“, sagt Sliwiński. Die Polen finden langsam dazu. Hatten vor fünf Jahren weniger Gläubige die Kirchen besucht, so „sind es jetzt wieder mehr und es findet eine Erneuerung im Glauben statt“. Laien nehmen mehr und

nicht als Gläubige, mit Begründungen wie: „Ich glaube nicht an Gott; ob es Gott gibt, wer weiß das schon? Ich komme gut ohne Gott zurecht; vielleicht brauche ich ihn später einmal.“ Von den Lutheranern gehen knapp 3 % sonntags in die Kirche. Eine Ausnahme bildet der 1. Advent, er ist Kirchengang-Sonntag, da sind die Kirchen voll. Bei den Katholiken steht es besser, immerhin gehen 30 % von ihnen zum Sonntagsgottesdienst. Die weiten Wege – bis zu 150 km Fahrweg – sind für sie jedoch erschwerend. Die Kirchlichkeit in Schweden ist dennoch nicht unbedeutend, es gibt eine kirchliche Tradition, die kulturell gesehen eine gesellschaftliche Kraft ist. Leider nimmt die Kirchlichkeit ab, da immer mehr Eltern (auch katholische) ihre Kinder nicht mehr taufen lassen, oft mit der Begründung, das sollen sie später selbst entscheiden. Erfreulich ist, daß die katholische Kirche in Schweden wächst, in der Hauptsache durch Zuwanderer. 1978 gab es 83.000 registrierte Katholiken, heute sind es 165.000. Es werden laufend neue Gemeinden gegründet.

blieb aus. Die Kirche hatte nur eine sekundäre Funktion in der kritischen Zeit ausgeübt. Man hatte nach ihr gegriffen als nach einem Ort, einem Symbol der neuen Freiheit, die man noch suchte. Als es so aussah, als wenn man sie gefunden hätte, war die besondere Funktion der Kirche überholt.

Hinzu kam die eigene Verunsicherung, die mit der neuen Situation eintrat. Die Kirche war es gewohnt, im Ghetto zu leben, mit dem Staat zum Feind. Ein Wirken in die Gesellschaft hinein war untersagt. Über Nacht stand die Kirche in der Verfassungswirklichkeit der Bundesrepublik, wo das Verhältnis Staat/Kirche freundlich gestaltet und sehr wohlgeordnet ist. Da die Kirche jahrzehntlang den Staat als Feind erlebt hatte, fand sie sich in der neuen Situation nur schwer zurecht.

Als ein weiteres Handikap erwies sich die Beibehaltung der alten Strukturen zur Zeit der DDR. Man hatte trotz schwindender Kirchenmitglieder eine Reform nicht vorgenommen. Es wurde kaum eine Gemeinde aufgehoben, kein Pfarrer entlassen. Die



Von links: Bischof Hubertus Brandenburg, Bischof Einar Soone, Monika Wienhold-Quecke, Bischof Dr. Andrzej Sliwiński, Dr. Gottfried Sprondel.

mehr Aufgaben in der Kirche wahr, z. B. in der Kinder- und Jugendarbeit, in caritativen Bereichen und in der Familienbetreuung.

**Bischof Hubertus Brandenburg** aus Schweden:

In den skandinavischen Ländern Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland und Island leben 25 Millionen Menschen. Nur knapp 250.000 davon sind Katholiken.

1593 ging die gesamte Kirche Schwedens zur Reformation über. Erst 1860 keimten die ersten Gedanken der Religionsfreiheit. Sie fanden ihren Abschluß 1952 mit dem Religionsfreiheitsgesetz. Alle Kirchen sind gleichgestellt. Kirchensteuer haben alle Bürger des Landes an die lutherische Kirche Schwedens zu entrichten. „Auch ich als katholischer Bischof, wenn auch mit einem Rabatt“, betont Brandenburg.

Die skandinavischen Länder sind überwiegend christlich. Neben der großen Konfession der Lutheraner, gibt es die Minderheiten der katholischen Christen (2 %), der Baptisten, der Mennoniten, der Methodisten und der Pfingstler. Im Christlichen Rat sitzen alle Konfessionen brüderlich zusammen und beraten. Die schwedische Kirche registriert 89 % Mitglieder, die Rate der Kirchlichkeit fällt jedoch deutlich niedriger aus. Viele dieser Mitglieder verstehen sich

Außerdem wurde eine eigene Priesterausbildung aufgebaut mit dem Studium in Stockholm und einem Priesterseminar in Rom.

**Landessuperintendent i.R. Dr. Gottfried Sprondel** zu DDR/neue Bundesländer:

Dr. Sprondel sprang für den erkrankten mecklenburgischen Landesbischof Hermann Beste aus Schwerin ein; obwohl er meinte, er könne als Westdeutscher die Situation in der ehemaligen DDR nur aus zweiter Hand schildern, erwies er sich als exzellenter Sachkenner und durchaus nicht als „Ersatzmann“.

Er erinnerte zunächst an die Jahre 1989/90, in denen die evangelische Kirche eine ungewohnte Rolle übernehmen mußte. Sie wurde zum Kristallisationspunkt der Hoffnung auf die neue Freiheit. Vor der Wende konnten sich Menschen nur in den Kirchen treffen, um sich offen auszutauschen. Sie waren hier weitgehend vor Polizei und Staatssicherheitsdienst geschützt. Viele Leute aus der Kirche saßen an den „Runden Tischen“, wo neue Formen des gesellschaftlichen Lebens ertastet wurden. Theologen hatten meist den Vorsitz. Bei Kundgebungen war hier und dort auf Transparenten zu lesen: „Kirche wir danken dir“.

Doch schon bald stellte sich die Enttäuschung ein, denn eine neue Kirchlichkeit

Landeskirchen, die Diakone, alles existierte weiter, als ob nichts geschehen wäre.

„Dies war nur möglich, weil die Kirche im Osten von den Kirchen im Westen im hohen Maße alimentiert wurde“, glaubt Dr. Sprondel, „jetzt muß man schmerzhaft Veränderungen durchführen“. Die Zuschüsse aus dem Westen sind stark reduziert worden, jährlich sind es noch 300 Millionen Mark. Mit den eigenen spärlichen Einnahmen sind die Personal- und Instandhaltungskosten kaum aufzubringen. Es kommt zu Entlassungen und zum Verfall alter Kirchen. Viele Geistliche leben am Existenzminimum.

Der Zugang zur Jugend ist nahezu verloren gegangen. „Wenn man erfahren will, was es heißt, ein totalitäres Regime treibt den Menschen das Christentum aus, dann muß man durch den Osten Deutschlands fahren. Es geht, es ist möglich, den Menschen das Christentum auszutreiben bis hin zur völligen Kenntnislosigkeit.“ Religiöse Hintergründe sind den Kindern fremd. Weder Kreuz, noch Altar, Taufbecken oder Kanzel sind ihnen ein Begriff. Der Anteil der Christen in den neuen Bundesländern ist sehr gering. Wenn auch die Zahl der Konfirmanden zunimmt, erreicht sie nicht das Maß, das eigentlich gebraucht würde, um Kirche in der nächsten Generation zu erhalten. Die Jugendlichen dagegen gehen unvermindert weiter.

In der anschließenden Aussprache kristallisierten sich dann drei Schwerpunkte heraus:

### 1. Wie steht es um die ökumenische Zusammenarbeit und das Zusammenwachsen der großen Konfessionen?

Wie schon aus den Situationsdarstellungen hervorgeht, klappt die Zusammenarbeit in den ökumenischen Gremien gut. Es gibt Absprachen und gemeinsame Aktionen verschiedener Art. Festgestellt wurde, daß die Zusammenarbeit zwischen der katholischen und lutherischen Kirche reibungsloser abläuft, als mit der orthodoxen Kirche. Hauptgrund sind deren Aufteilung in viele Partriarchate. Als Gemeinsamkeiten gibt es die einheitlichen Gebete und Lieder, gemeinsame Gottesdienste und eine Reihe von gemeinsam verabschiedeten Dokumenten. Als ein Mißklang dagegen gilt für beide Seiten die vorerst gescheiterte Vereinbarung über die Rechtfertigungslehre.

Es herrschte Übereinstimmung, daß die Vereinigung der Christen kommen müsse, um unter anderem glaubwürdig den christlichen Glauben vertreten zu können. Bischof Brandenburg betonte jedoch: „Wir müssen zusammenfinden nach den Worten des heiligen Paulus: in Wahrheit und Liebe. Wir können nicht sagen: Die Liebe überspielt alles, die theologischen Schwierigkeiten seien nur Spitzfindigkeiten und theologische Spielereien.“

### 2. Wie kann eine Neuevangelisierung gelingen?

Die Anwesenden waren sich einig, daß der künftige Religionsunterricht ökumenisch sein müsse. „Es gibt hier schon gute Erfahrungen katholischer wie evangelischer Pädagogen“, hob Dr. Sprondel hervor. Der jeweilige Unterrichtende muß sich zu seiner Konfession bekennen. Wichtiger erscheint Bischof Sliwiński jedoch, den Glauben in den Familien weiterzugeben und die Eltern darin zu ermutigen und zu unterstützen. Hierzu ergänzt Dr. Sprondel, daß den Großeltern in der Glaubensweitergabe eine wichtige Rolle zufalle, da sie oft einen besseren Zugang zu den Enkeln haben. Von den Eltern erwartet er in dieser Hinsicht nicht viel. In den Baltischen Staaten schließlich fehle es an Geld, um die Kinder- und Jugendarbeit qualitativ zu gestalten.

Aus der Sicht von Bischof Brandenburg kann eine Neuevangelisierung gelingen, wenn das Befreiende in der Botschaft Christi neu herausgearbeitet wird in Predigten, im Religionsunterricht, in den Familien, in der Ehevorbereitung. „Es ist ein weites Feld der Pastoral“, meint Brandenburg, „und wir stehen dort noch ziemlich am Anfang.“ Dazu ergänzt Prälat Goedeke, ehemaliger Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werkes, daß das praktische Glaubensleben vermittelt werden müsse. Ob katholisch oder evangelisch, sei zweitrangig geworden. Er glaubt, die Grenzlinie des Christseins läuft heute nicht mehr entlang des Taufbuches und des Gesangbuches, sondern sie laufe entlang des persönlichen, überzeugten Christseins, durchaus konfessionsgebunden. „Gelebter Glaube, der Zeugnis gibt, ist heute gefragt.“

### 3. Wie bedienen sich die Kirchen der Medien?

In allen erwähnten Ländern werden im Rundfunk und Fernsehen Sendungen der Kirchen ausgestrahlt. Es sind in der Hauptsache Morgenandachten und Gottesdienste. In Polen gibt es im Einzugsbereich Warschau einen Sender der katholischen Kirche.

Weil in Schweden die katholische Kirche nur eine Minderheit stellt, stößt sie bei den Journalisten auf kein großes Interesse.

In Deutschland werden Sendungen mit religiösem Inhalt, wenn überhaupt, nur zur späten Stunde gebracht. Ein großer Teil der Journalisten sind antikirchlich eingestellt

und darum muß um den bestehenden Anteil der Sendungen immer wieder gerungen werden, zumal der überwiegende Teil der Bevölkerung Informationen über Kirche und religiöse Themen nur durch Rundfunk und Fernsehen erhalten. In den Printmedien gibt es eine Fülle guter Schriften, insbesondere die Kirchenzeitungen der Diözesen. Doch die Menschen lesen allgemein immer weniger, womit der Rückgang kirchlicher Nachrichtenblätter einhergeht.

Dr. Sprondel erklärt: „Eine gelungene Übertragung religiöser Veranstaltungen kann einen Sympathiewert für die Kirchen erbringen, der auf andere Weise gar nicht herzustellen ist.“

Alfred Ordowski

## Der Zauber der Farben

### Besichtigungsfahrt mit polnischen Gästen zum Marienwallfahrtsort Kevelaer

„Von einem so großen und schönen Wallfahrtsort nahe Gemen hatte ich noch nie gehört“ bekannte einer der 40 Teilnehmer an der Besichtigung in Kevelaer am Samstagnachmittag der Gementagung. Schon zum dritten Mal wurden die ausländischen Gäste zu einer Fahrt in die Umgebung von Gemen eingeladen – während in der Burg die Jahreshauptversammlungen stattfanden.

Zunächst besichtigten wir die drei Heiligtümer im Zentrum der Stadt: die Kerzenkapelle aus dem 17. Jahrhundert, beeindruckend mit den vielen Pilgerkerzen und Votivtafeln, die im Laufe der 350 Jahre an diesem Marienwallfahrtsort zurückgelassen wurden; die Gnadenkapelle, ein barocker Umbau des im Jahre 1654 aufgestellten Heiligenhäuschens; schließlich die neugotische Marienbasilika, mit ihrem schlanken Turm ein weit sichtbares Wahrzeichen des Pilgerortes. Diese wurde Ende des 19. Jahrhunderts erbaut, um den Pilgerströmen einen Gebetsraum anzubieten. Friedrich Stummel und seine Schüler schmückten sie reich mit Ornamenten und Bildern aus, besonders mit Szenen aus dem Leben Mariens. An der Nordseite der Basilika befindet sich ein großes Papstportal, das die Aufmerksamkeit unserer Gruppe auf sich zog. Geschaffen von Bert Gerresheim aus Düsseldorf, wurde es infolge des Papstbesuches vom 2. Mai 1987 angebracht. Papst Johannes Paul II. ist dort zweimal reliefartig in Lebensgröße dargestellt: mit einem Hammer eröffnet er auf dem linken Torflügel die Jubiläumswallfahrt, auf dem rechten öffnet er – vor dem Gnadenbild kniend – eine Rosenkranzschatulle.

Nach einer halbstündigen Kaffeepause erwartete uns Werner Heimann bei der

Firma Hein Derix. Den Eingang der Glas- und Malerwerkstatt schmückt eine päpstliche Auszeichnung in Form eines Wappens, erhalten unter anderem für die Fensterarbeiten in der Sixtinischen Kapelle.

Herr Heimanns Ausführungen entführten uns in die Welt der Farben. Glas kann in 10.000 Farbvariationen eingefärbt werden. Dieses enorme Lichtspektrum bietet beim Entwerfen von Kirchenfenstern eine sagenhafte Vielfalt an Ausdrucksmöglichkeiten. Hinzu kommen noch die Darstellungsmöglichkeiten durch die Form. Glasteile werden schließlich von Mitarbeitern witterungsbeständig in Bleischieben eingepaßt, was ein hohes Maß an Präzisionsarbeit abverlangt.

Um der Fülle der Eindrücke am Wallfahrtsort wie in der Künstlerwerkstatt nachzugehen, hätten wir noch viel mehr Zeit in der Stadt verbringen können. Eine Danzigerin zog auf der Rückfahrt für sich daraus den Schluß: „Nach Kevelaer möchte ich noch einmal als Pilgerin kommen. Dann will ich auch Ruhe und Zeit mitbringen.“

Brigitte Ordowski



**D**as Jahr 1998 gab zweifach Anlaß zu einem besonderen Gedenken an Bischof Dr. Carl Maria Splett: vor 100 Jahren, am 17. Januar 1898 wurde er in Zoppot bei Danzig geboren, vor 60 Jahren, am 24. August 1938, wurde er in der Kathedrale zu Danzig-Oliva zum 2. Bischof von Danzig geweiht. Aus diesem Grunde war beim 52. Gementreffen der Feier des Wortgottesdienstes am Samstagabend eine Gedenkstunde vorangestellt, in der Gerhard Erb die besondere Konfliktsituation darstellte, in der sich der Bischof während seines Wirkens in der Heimat befand und die Anlaß zu seiner ungerechtfertigten Inhaftierung und Verurteilung zu acht Jahren Kerker durch das kommunistisch-polnische Regime nach 1945 war. Der Wortgottesdienst selbst stand dann unter der Intention: „**Gerechtigkeit für die zu Unrecht Verfolgten**“. Nach der Rückbesinnung auf das Schicksal unseres Bischofs sollte darin sowohl des seinen, als auch der Schicksale von Millionen bis heute in aller Welt zu Unrecht Verfolgten und Verurteilten gedacht und diese in unser Beten eingeschlossen werden (siehe Beitrag über die Gottesdienste). Die Gedenkrede Gerhard Erbs kann hier nur in einer verkürzten Zusammenfassung wiedergegeben werden, sie soll jedoch in Kürze im Wortlaut in der Schriftenreihe des Adalbertus-Werkes „**Wahrheit und Zeugnis**“ erscheinen.

„Gott gab dem Christentum nicht einen leuchtenden Stern mit auf den Weg, sondern das Kreuz...“ Gerhard Erb erinnerte zu Beginn seiner Gedenkrede daran, daß Bischof Dr. Carl Maria Splett in seinem ersten Wort in Freiheit am 17. Januar 1957, als er in Neuss 59 Jahre alt wurde, dieses Wort des hl. Augustinus zitiert habe, und er fragte, ob wohl der 40jährige am 13. Juni 1998, als er zum Bischof von Danzig ernannt wurde, oder am 24. August, seinem Weihetag, auch so gedacht habe.

Sehr rasch sei jedenfalls die Bischofswürde Splett zur Bürde geworden, einmal durch den Kriegsbeginn am 1. September 1939 in Danzig schon nach einem Jahr Amtszeit, spätestens jedoch am 5. Dezember 1939, als ihm die Verantwortung des „Apostolischen Administrators“ für die Diözese Kulm übertragen wurde. „Ab jetzt spätestens wurde der junge Bischof wie zwischen Mühlsteinen gerieben: zwischen Pastoral und Politik, einer verbrecherischen Politik, wohlge-merkt!“

Gerhard Erb zitierte die Richtlinien – geheimer Erlaß des Chefs der Reichskanzlei, Martin Bormann, vom 6./7. 6. 1941 für die Gauleiter – die für die sogenannten „eingegliederten Ostgebiete“ galten, zu denen das Bistum Kulm gehörte: „Nationalsozialistische und christliche Auffassungen sind unvereinbar. Die christlichen Kirchen bauen auf Unwissenheit der Menschen auf und sind bemüht, die Unwissenheit möglichst weiter Teile der Bevölkerung zu erhalten. ... Aus der Unvereinbarkeit nationalsozialistischer und christlicher Auffassung folgt, daß eine Stärkung bestehender. ... christlicher Konfessionen von uns abzulehnen ist.“

Von Beginn an wurde die katholische Kirche als Hort des Polentums in Westpreußen

## In trinitate robur

### Gedenkstunde für Bischof Dr. Carl Maria Splett

Referent: Gerhard Erb, Düsseldorf

äußerst hart bekämpft, ein erster brutaler Schlag war die Ermordung des Domkapitels von Pelplin (Sitz des Bischofs der Diözese Kulm) am 20. Oktober 1939. Der Dom wurde geschlossen, alle kirchlichen Gebäude profaniert, die Orden vertrieben; von 690 Weltpriestern der Diözese Kulm wurden 214 in den Monaten Oktober/November 1939 umgebracht, nur etwa 35 bis 40 Priester blieben im Amt.

Es war das Ziel nationalsozialistischer Kir-

und erst recht nicht staatliche Unterstützung für eine von der Kirche angestrebte Entsendung von Priestern aus dem Reich.“

Im Oktober 1939 erhielt Bischof Splett durch den Pelpliner Domkapitular Professor Franz Sawicki – neben Weihbischof Dominik der einzige Überlebende des Pelpliner Blutbades vom 20. Oktober – einen Bericht über die Situation in der Kulmer Diözese, Anfang November unterrichtete dann Prälat Anton Behrendt im Auftrage von Bischof Splett in Berlin den Verbindungsmann zwischen dem deutschen Episkopat und der Reichsregierung, Bischof Heinrich Wienken, der wiederum den Nuntius Orsenigo informierte. Nach einem darauf folgenden Gespräch zwischen Bischof Splett und dem Nuntius und dessen Bericht nach Rom erfolgte schließlich am 5. Dezember 1939 die Ernennung von Bischof Splett zum Apostolischen Administrator von Kulm.



chen- und Volkstumspolitik, in den gesamten „eingegliederten Gebieten“ die Intelligenz, insbesondere den Klerus, auszurotten, und dadurch eine Germanisierung der katholischen Bevölkerung, u. a. durch Einsetzung von deutschen Geistlichen, zu erreichen. Die Zielvorstellung hinsichtlich der Germanisierung wurde in der Denkschrift des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP vom 25. November 1939 so formuliert: „*Jeder Gottesdienst in polnischer Sprache ist einzustellen. Der katholische und auch der evangelische Gottesdienst darf nur von besonders ausgesuchten, deutschbewußten deutschen Geistlichen abgehalten werden und nur in deutscher Sprache. ... Besonders ausgesuchte, deutschgesinnte deutsche katholische Geistliche könnten durch eine geschickte Beeinflussung des katholisch-polnischen Bevölkerungsteiles wahrscheinlich nicht unerhebliche Erfolge in einer Eindeutigung erreichen...*“

Gerhard Erb stellte fest: „Für die Kirche hatte jedoch die Seelsorge Vorrang. Einvernehmen zwischen Staat und Kirche im Sinne einer vorbehaltlosen kirchlichen Unterstützung der nationalsozialistischen Germanisierungspolitik hat es nicht gegeben

Die polnische Vatikanbotschaft protestierte gegen diese Regelung, da sie darin einen Verstoß gegen den Artikel 9 des 1925 zwischen Polen und dem Vatikan geschlossenen Konkordats sah. Der Kardinalstaatssekretär Maglione begründete die Maßnahme damit, daß man die Verwaltung der Diözese Kulm einem polnischen Prälaten übertragen hätte, wenn sich nur einer gefunden hätte (eine haltlose Behauptung, da die Nationalsozialisten darauf nie eingegangen wären).

Bischof Splett, damals 41jährig und ohne lange Amtserfahrung, nannte dieses Amt „eine schwere Aufgabe, ... ja ein Kreuz.“ Er bereiste sofort die Diözese Kulm und bemühte sich mit allen Kräften, wieder eine einigermaßen geordnete und gesicherte Seelsorge möglich zu machen. Im Januar 1940 schrieb er an den Papst, daß es trotz aller Schwierigkeiten „durch kluges Verhandeln mit dem Herrn Reichsstatthalter in Danzig gelingen wird, wenigstens alle größeren Pfarreien seelsorgerisch zu betreuen.“

Er trat nun an die deutschen Diözesen mit der Bitte heran, Priester für den Dienst in der Diözese Kulm zu entsenden, und so kamen aus der Freien Prälatur Schneide-

mühl acht Priester, aus der Diözese Erm-land zehn, und auch aus der eigenen Diözese stellte der Bischof nach und nach einige Priester für den Dienst in der Diözese Kulm ab, obwohl in Danzig selbst großer Priestermangel herrschte.

Zehn Priester stellte schließlich das Erzbis- tum Köln, nachdem Bischof Splett in meh- reren Schreiben den Kölner Kardinal Schulte darum gebeten hatte. „*Es geht jetzt dar- um, möglichst bald wenigstens einige Geis- tliche herzubekommen, die schon einige Seel- sorgserfahrung und -klugheit haben*“, dräng- te der Bischof am 13. März 1940; am 20. März wiederholte er seine Bitte. „*Ich glau- be, die Frage des Einsatzes deutscher Geis- tlicher hier im Reichsgau ist eine Angelegen- heit aller deutschen Katholiken.*“ Über die Entsendung der Freiwilligen entschied letzt- lich jedoch nicht der Kardinal, sondern die Gestapo, die jeden Kandidaten auf seine Eignung in Hinblick auf seine nationale Zuverlässigkeit hin überprüfte.

Gerhard Erb führte aus: „Das beharrliche Bemühen von Bischof Splett hatte zur Fol- ge, daß die Anzahl der Priester so weit stieg, daß es eine halbwegs geordnete und garan- tierte Seelsorge in der geschundenen Di- özese Kulm gab. Aber das wurde ihm spä- ter zum Vorwurf gemacht als Beweis seiner Germanisierungsabsichten. Germanisie- rungspolitik wurde von der Reichsregie- rung auch tatsächlich betrieben. Die deut- schen Behörden verboten nämlich im Reichsgau Danzig-Westpreußen den Ge- brauch der polnischen Sprache im gesamt- öffentlichen Bereich, also auch in der Kirche. Bischof Splett konnte dieses Ver- bot nicht verhindern.“

Die Behörden gingen hier schrittweise und systematisch vor: schon am 6. September 1939 mußte Bischof Carl Maria den Pfarr- ämtern und Seelsorgestellten mitteilen, daß die polnischen Andachten bis auf weiteres ausfallen. Am 6. Oktober 1939 schrieb der Kreisleiter und Stadtkommissar von Brom- berg den Pfarrern den alleinigen Gebrauch der deutschen Sprache vor, auch bei der Beichte. Als Bischof Splett nach Übernah- me der Verwaltung der Diözese Kulm noch durch hinhaltende Maßnahmen versuchte, wenigstens bei der Beichte den Gebrauch der polnischen Muttersprache zu retten, wurde er massiv unter Druck gesetzt. Bereits am 1. September 1939 hatte die Gesta- po in Danzig zehn Geistliche festgenom- men. Als sich der Bischof dagegen verwehr- te, die polnischen Beichten zu untersagen und dagegen sowohl in Danzig als auch in Berlin bei den einschlägigen Parteiorganen protestierte, wurden am Karfreitag, 21. März 1940, von den zehn im September 1939 ver- hafteten Priestern die sechs im KZ Stutthof inhaftierten ermordet.

Unter dem Eindruck dieser Morde unter- sagte darauf der Bischof im Amtsblatt von April 1940 zunächst den Gebrauch der pol- nischen Sprache im Gottesdienst und beim Beicht- und Kommunionunterricht der Kin- der, ließ aber die Frage der Sprache bei der Erwachsenen-Beichte offen. Eine erneute Verhaftungswelle von zehn weiteren Prie- stern brachte ihn dann jedoch in einen „ent- setzlichen Gewissenskonflikt“. Er mußte

die Drohung weiterer Exekutionen ernst nehmen und sah außerdem seine seelsorg- liche Aufbauarbeit in der Diözese Kulm gefährdet. So gab der Bischof schließlich nach: Er erließ folgende Verordnung an die Geistlichen: „*L. Es ist verboten der Gebrauch der polnischen Sprache, auch für die Beich- te. 2. Um den Gläubigen Gelegenheit zum Beichten zu geben, ist von sofort an in allen Kirchen Beichtunterricht in deutscher Spra- che auch für die Erwachsenen zu erteilen. 3. Im Notfall, wenn gar keine Verständigung möglich ist, kann die Generalabsolution er- teilt werden.*“ Die verhafteten sechs Kulmer und die vier Danziger Priester wurden dar- aufhin freigelassen.

„*Es ist verboten*“, so hieß es in der Anord- nung des Bischofs. Dahinter versteckte sich, so Erb, „die brutale Gemeinheit der Gesta- po“, die ihm auferlegt hatte, so zu handeln – und zwar vor der Öffentlichkeit wie vor der Geschichte – „als sei er selbst der Ver-



Bischof Dr. Carl Maria Splett

antwortliche für diesen Akt deutscher Ge- waltherrschaft“.

Bischof Carl Maria Splett ist hierfür zu- nächst vom Kardinalstaatssekretariat ge- maßregelt worden, man bezeichnete die Anordnung als „*mißbräuchlich, ungerecht und schädigend für die Würde des Sakra- mentes*“. Bischof Splett versicherte jedoch in einem Schreiben an den Nuntius Orsenigo in Berlin, er habe sich von dem Gedan- ken leiten lassen, „*für die Kirche zu erhal- ten, was noch zu erhalten ist.*“ – „*Ich benut- ze die Gelegenheit, seiner Heiligkeit zu ver- sichern, daß alle meine Bemühungen und Bestrebungen der Ehre der Kirche und dem Heil der mir anvertrauten unsterblichen See- len gelten sollen.*“

Der Bischof selbst hat während des ganzen Krieges in polnischer Sprache für diejeni- gen Beichte gehört, die der deutschen Spra- che unkundig waren, so berichten Romuald Mühlhoff, sein langjähriger Sekretär, Prälat Wothe und andere Vertraute. „Der polni- sche Bischof von Kattowitz, Adamski, der dem Sondergericht, vor das Bischof Splett gestellt worden war, 1946 ein Gutachten freiwillig vorgelegt hat, das das Gericht aber

nicht zur Kenntnis und nicht zu den Akten nahm, meint denn auch, daß das Volk in der Diözese Kulm die Maßnahmen im großen und ganzen verstanden habe und dem Bi- schof bis Kriegsende dankbar geblieben sei, weil es keine andere Möglichkeit gegeben habe, das kirchliche Leben überhaupt in Gang zu halten“, so führte Gerhard Erb aus.

Nach dem Bericht Spletts an den Vatikan ließ dieser die Angelegenheit auf sich beru- hen, das Postulat der Aufrechterhaltung der Seelsorge hatte wohl überzeugt. Gerhard Erb stellte die rhetorische Frage: „Was wäre denn bei einer hartnäckigen Weigerung ge- genüber dem Ansinnen der Gestapo ge- schehen? Wäre die polnische Sprache in der Seelsorge erhalten, gerettet worden? Oder hätte im Gegenteil eine konsequente Ablehnung nicht noch mehr Menschen ins Gefängnis, ins KZ, in den Tod geführt?“

Tatsache ist, daß – während sonst in den von Deutschland eingegliederten Gebieten Polens das kirchliche Leben fast ausgestor- ben war – Bischof Splett noch im Oktober 1944 nach Rom berichten konnte, „daß es unter den bestehenden negativen Umstän- den ein geordnetes kirchliches Leben in der Diözese Kulm gab.“

Pius XII. wußte, welch schwere Aufgabe Bischof Splett auferlegt war. Gerhard Erb zitierte am Schluß seiner Ausführungen aus zwei Schreiben des Papstes an ihn, so vom März 1941: „*Seid versichert, daß Wir euer täglich beim hl. Opfer und in der Segens- spendung gedenken. Wir tun es um so inni- ger, als ihr mehr denn viele andere die Mög- lichkeit und damit auch die Aufgabe habt, der Versöhnung von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk vorzuarbeiten. Unser Dank und unsere Anerkennung gebührt dem, was ihr für dieses hohe Ziel in katholischem Gei- ste bereits getan habt. Umfaßt alle eurer Sor- ge Anvertrauten, gleichviel welcher Nation oder Sprache sie angehören, mit dem glei- chen apostolischen Eifer und derselben christlichen Liebe.*“

Und 1943 schrieb er an Bischof Splett: „*Wir hegen das Vertrauen zu Dir, ehrwürdiger Bruder, daß es Deinem Eifer und Deiner Wachsamkeit gelingen wird, das Bewußtsein der grundsätzlichen Unabhängigkeit des seelsorgerischen Wirkens von ihr innerlich fremden oder gar gegensätzlichen Neben- zwecken tief in der Seele des Dir anvertrau- ten Klerus zu verankern und so zu festigen, daß es auch starken Erprobungen gewach- sen ist. Du wirst damit nicht nur den Seelen der Dir angelobten Herde ein Hirte nach dem Vorbild des guten Hirten sein, sondern auch ein Wohltäter an Deinem eigenen Vol- ke, dessen gedeihliche Zukunftsentwicklung durch den Völkerhaß nur verlieren, durch Völkerverständigung nur gewinnen kann.*“

Gerhard Erb schloß mit zwei Schlußbemer- kungen:

Zum ersten gab er der Dankbarkeit Aus- druck, „daß es heute auch in Polen Men- schen gibt, die Bischof Splett Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen“. Besonders verdienstvoll sei die Darstellung des Bischofs Spletts durch den Probst von St. Marien in Danzig, Stanislaw Bogdanowicz, aus der er um der „Allgemeingültigkeit“ willen den

Satz zitierte: „Man kann keine solche Geschichtskonzeption akzeptieren, entsprechend welcher das, was bei einem Polen als Patriotismus angesehen würde, man bei einem Deutschen als Nationalismus bezeichnet.“ (S. 62). Das sei, so meinte er, „ein verlässlicher Wegweiser in Richtung Völkerverständigung“.

Die zweite Bemerkung sollte „dem ehrlichen Umgang mit der Geschichte dienen“. So plädierte Gerhard Erb dafür, daß, „sollte Bischof Dr. Carl Maria Splett rehabilitiert werden, dann dürften um der geschichtlichen Wahrheit willen seine sterblichen Überreste nicht nach Danzig-Oliva gebracht werden. Er sollte seine letzte Ruhestätte dort behalten, wo mehr als 100.000 seiner Diözesanen sie gefunden haben oder finden werden, weit verstreut, fern von der Heimat, eben nicht in Danzig, sondern dort, wohin sie nach der Vertreibung gelangten.“

Das Grabmal in St. Lambertus zu Düsseldorf sei ein Mahnmal. Das stelle er immer wieder fest, wenn er dort am Gottesdienst teilnehme und beobachte, daß Besucher der Kirche am Bischofsgrab inne halten und lesen:

INTRINITATE ROBUR  
DR. CARL MARIA SPLETT  
BISCHOF VON DANZIG  
\* 17. 1. 1898 □ 24. 8. 1938 † 5. 3. 1964  
VOM DEN SEINEN GELIEBT  
VOM HASS VERFOLGT  
VOM UNRECHT VERTRIEBEN  
BIS GOTTES GÜTE IHM HEIMAT GAB.

„Das Bischofsgrab sollte in Düsseldorf als Mahnmal bleiben – auch für kommende Generationen, damit, wer von ihm zum Nachdenken gebracht wird, seinen Beitrag leistet, daß auf keinem weiteren Grab mehr eingemeißelt werden muß:

VOM HASS VERFOLGT  
VOM UNRECHT VERTRIEBEN.“

Gerhard Nitschke

Liebe Schwestern und Brüder vom „Mare balticum“ und von allen anderen Meeren der Welt!

„Britains never will be slaves!“ – Briten werden niemals Sklaven sein – so sagt es trotzig ein englisches Lied. Wir möchten uns diesem Schwur anschließen und erinnern uns an Bertolt Brecht, der den Menschen so sieht: „Er will unter sich keinen Sklaven sehn / und über sich keinen Herrn“. Leider bejaht das englische Lied nur den zweiten Teil des Brechtschen Verses, wenn es singt: „Rule, Britannia, Britannia rules the waves“ – Herrsche, Britannien, Britannien beherrscht das Meer. Dem Geist unseres Beisammenseins näher als diese angelsächsische Drohgebärde ist der slawische Zugang zum Meer; ein kroatisches Sprichwort von der Adria sagt: Wenn ich meinen Finger ins Meer stecke, bin ich mit der ganzen Welt verbunden. So ist es denn auch nicht verwunderlich, auf Pilgerwegen in diesem mittelmeerischen Land Stimmen vom Baltischen Meer zu vernehmen. Von dort jedenfalls kam das Gedicht, das ich in Kroatien fand und ins Deutsche übertrug:

Es gibt ein ungewöhnliches Haus  
in der Welt.

Da fanden sich Freunde  
zu froher Tafelrunde.

Da ist es im Fensterchen Frühling.  
Da gibt es Flieder und Jasmin.

Jemand singt ein Lied.  
Und der Kamin wird entfacht.

Da ist Wein auf dem Tisch,  
und die Seele ist nicht im Dunkeln.

Gib, Gott, daß sie dort auch  
meiner gedenken.

Ein ungewöhnlicher Blick von der Ostsee in die Welt. Sie erscheint unbehaust, freudlos, kalt und kahl, autistisch und menschenfeindlich. Aber nicht hoffnungslos. Denn es gibt ja – irgendwo in der Welt – das eine ungewöhnliche Haus, das die frohe Tafelrunde beherbergt, wo es Freundschaft gibt, und die Eiszeit dem Frühling gewichen ist, wo es Blumen gibt, das leise Lied, und Wein auf dem Tisch, wo es das nicht gibt, was für mich das Erschütterndste an der Situation des Landes ist, in dem unser Dichter schreibt: daß die Seele im Dunkeln ist. Ebenso erschütternd ist aber auch die Bescheidenheit des Autors, der Gott nicht bittet, ihn an all dieser ihm vorenthaltenen Herrlichkeit teilhaben zu lassen, sein Wunsch und Gebet ist es nur, daß man in jenem Haus menschlicher Nähe und Wärme auch seiner gedenkt.

Ich erkenne in diesem Gedicht des russischen Dichters Aleksandr Fajnberg die Vision des Dr. Wladimir Gilmanow aus Kaliningrad/Königsberg, aber ich höre darin auch den Widerhall seines dramatischen Rufs um Hilfe für eine Region und ihre Menschen, für die noch kein Frühling sichtbar ist, und wo die Seele im Dunkeln ist.

„Symbiose als Beitrag zum friedlichen Miteinander“ fängt damit an, daß wir solche Stimmen wie die von Aleksandr Fajnberg vernehmen, daß wir uns die Augen öffnen lassen von den Visionen, wie sie Wladimir Gilmanow hat, daß wir das nicht nur als individuelles Problem eines sensiblen Menschen sehen, sondern als Ausdruck jener

## FESTLICHE STUNDE

# Einheit in Vielfalt

Symbiose als Beitrag zum  
friedlichen Miteinander

Pater Diethard Zils OP, Rom



„moralischen Einsamkeit der Russischen Föderation auf der Landkarte Europas“, von der Dr. Gilmanow sprach. Der erste Schritt ist das Gedenken. Gedenken macht präsent, die ermordeten Juden des Ostseeraums ebenso wie das Gebet eines Aleksandr Fajnberg oder die Visionen eines Dr. Gilmanow. Und diese Realpräsenz erfüllt uns mit heilender Kraft, daß wir Schritt für Schritt jene „Infrastruktur der Liebe“ aufbauen, die dazu führt, daß mehr und mehr „im Fensterchen Frühling“ ist, daß tägliches Brot und festlicher Wein mehr und mehr die Freundschaft Gottes erfahrbar machen, daß eine neue Wirklichkeit erstet für die Vielen, – „und die Seele ist nicht im Dunkeln“.

Es gibt zwei biblische Bilder für den menschlichen Versuch einer Symbiose, die zum friedlichen Miteinander führen soll. Das eine Bild ist uns überliefert im Buch Genesis. Es ist die Vision einer Hochkultur, die eine Globalisierung anstrebt, die in ihrem Versuch, sich einen Namen zu machen, alle Vielfalt und alle Anerkennung von Grenzen des Machbaren ausschließen will. Ausdrücklich spricht die Bibel hier von einer dreifachen Einheit: Ein Name, ein Volk, eine Sprache. Aber diese vom Willen zur Macht forcierte Einheit hat keinen Bestand. Das Imperium und seine überdimensionierten Heiligtümer zerfallen. Die eine aufgezogene Sprache des Herrschaftssystems zerstört jegliche Verständigung von Mensch zu Mensch.

Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis eines scheinbaren Widerspruchs: Einerseits leben wir im Zeitalter der Globalisierung, die möglich wird durch die ungeheuren Fähigkeiten der elektronischen Medien, die uns faszinieren, aber auch vor gewaltigen ethischen, sozialen und politischen Problemen stellen. Dennoch vertraut alle Welt auf den globalen Markt, viele Länder wollen eiligst den europäischen und atlantischen Gemein-



schaften beitreten. Auf der andern Seite erleben wir den Zerfall von Unionen und Föderationen, die vielen als unerschütterlich galten.

Was wir als „Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien“ kannten, begann 1918 als „Staat...“, wurde später das „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“. Hier wurde Demokratie versucht, aber Parlamentarier der stärksten Nation schossen 1928 fünf kroatische Abgeordnete im Belgrader Parlament nieder! Die daraus entstehenden Unruhen nutzte der serbische Königshof zur Einführung der Königsdiktatur und zur Tilgung der Volksnamen. Es gibt keine Serben, Kroaten und Slowenen mehr, nur noch ein Name gilt: Jugoslawen, d. h. Südslawen, in einem unitären Jugoslawien. Der Staat zerbrach, mußte zerbrechen, 1941 wie 1989.

Die Sowjetunion duldete Völker höchstens als folkloristische Restbestände, es wurden gewaltige Anstrengungen unternommen, Millionen Opfer produziert, um den „homo sovieticus“, um das „Sowjetvolk“ zu kreieren. Es führte nicht zum Erfolg: Die zum Verschwinden verurteilten kleinen Nationen der Esten, Letten und Litauer segeln heute wieder unter ihrer eigenen Flagge und erfreuen sich und uns ihres eigenen uralten Namens.

Das andere Modell für eine Symbiose als einer Einheit in Vielfalt überliefert uns die Apostelgeschichte. Da begegnet uns „ein spirituelles Wort-Gewitter“. Es erscheinen „Zungen wie von Feuer“, es ereignet sich eine feurige Rede, die das Verschiedene verbindet und die Verschiedenen einig werden läßt. So beschrieb im Wendejahr 1989 die Frankfurter Allgemeine Zeitung das Pfingstereignis und nannte es eine Huldigung an die Sprache. Gemeint war „das inspirierte, frische, freimütige Sprechen, nicht das Vorsprechen, Vorschreiben, Nachbeten, Nachplappern von schlagenden Worten“.

Und weiter hieß es da: „Die Menschen, die der Geist überkommt, können alle plötzlich reden – zu jedem Fremden in seiner Sprache, das heißt: so verständlich, so differenziert, so ansprechend wie nur möglich. Gott wendet sich so an jedes Volk. Eine multikulturelle, fremdenfreundliche, auch sehr poetische Botschaft.“ In der Tat fällt uns in der Pfingstperikope der Apostelgeschichte die minutiöse Aufzählung der Volksgruppen und Länder auf. „Wieso kann sie jeder von uns in seiner Muttersprache hören: Parther, Meder und Elamiter, Bewohner von Mesopotamien, Judäa und Kappadozien, von Pontus und der Provinz Asien, von Phrygien und Pamphylien, von Ägypten und dem Gebiet Libyens nach Cyrene hin, auch die Römer, die sich hier aufhalten, Juden und Proselyten, Kreter und Araber, wir alle hören sie in unsren Sprachen Gottes große Taten verkünden.“

Hier hat jeder und jede das Recht auf seinen und ihren Namen, das Recht auf die eigene Sprache. Hier gibt es keine Romanisierung, keine Gräzisierung, auch keine Judaisierung, folglich auch keine Germanisierung oder Polonisierung, keine Russifizierung und keinen Jugoslawismus. Welch ein Unterschied zur Szenerie von Babel. Dort die forcierte Einheit: „Auf, bauen wir uns

eine Stadt und einen Turm mit einer Spitze bis zum Himmel, und machen wir uns damit einen Namen, dann werden wir uns nicht über die ganze Erde zerstreuen.“

Hier ebenfalls der eine Ort: „Als der Pfingsttag gekommen war, befanden sich alle am gleichen Ort“, aber dann das Ereignis des Geistes, der alle Enge sprengt, ein Ereignis aus einer ungeahnten Fülle, die sich verteilen, die sich vor allem mitteilen will (Ich zitiere hier wiederum die Frankfurter Allgemeine Zeitung). So konfrontiert Pfingsten die enge Welt galiläischer Judentums mit der Weite der Völkerwelt, konfrontiert aber auch das hellenistisch-römische Imperium mit der Hochschätzung der kleinen Völker, die das Imperium nur verächtlich Barbaren nennt. Während Babels stolze Einheit dazu führt, „daß keiner mehr die Sprache des andern versteht“, steht die Pfingstgemeinde von Jerusalem für das eine Volk Gottes „aus allen Sprachen, Stämmen und Nationen“, für das auf den Wegen der Welt pilgernde Gottesvolk, das in seiner Liebe zu jedem Volk, in seiner Achtung für jede Sprache, in seiner geistgewirkten Zentralität, die jeder Demagogie, jedem Zentralismus abhold ist, zum Sakrament der Einheit aller Menschen dieser Welt wird.

Darum ist der zweite Schritt, der zur Symbiose, zum friedlichen Miteinander führt, die Vorfahrt, die wir gewähren, der Vertrauensvorschuß, den wir einräumen gerade den kleinen Völkern, den Slowenen und Kroaten, Iren und Flamen, Esten, Letten und Litauern. Es steckt noch viel Babel in uns westlichen Europäern. Vorwürfe an Kroatien: „Wir sind dabei, das vereinte Europa aufzubauen, und ihr zerstört euer multikulturelles Jugoslawien.“ Ratschläge an die baltischen Völker: „Verzichtet auf eure staatliche und nationale Wiederauferstehung; das könnte Gorbatschow in Gefahr bringen und unsern labilen Frieden mit dem sowjetischen Imperium stören.“ Und als es später in Lettland zu kleineren Inzidenten kam, weil einige verwundete und nervös gewordene Letten ihre russen-unfreundlichen Gefühle zum Ausdruck brachten, da sagte der italienische Ministerpräsident Prodi, nicht etwa in Riga gegenüber der lettischen Regierung, sondern in Moskau gegenüber der russischen Regierung: „Der Einzug Lettlands in die Europäische Union ist nicht nahe bevorstehend. Vorfälle, wie sie sich jüngst ereignet haben, entfernen dieses Land noch mehr von den Vorbereitungsgesprächen zum Beitritt zur Union.“ Natürlich eine freundliche Einladung an Moskau, den russischen Bevölkerungsanteil in Lettland oder Estland weiterhin als Instrument zur Destabilisierung dieser Länder zu benutzen, eine Bevölkerungsgruppe, die zum großen Teil ausdrücklich deshalb nach Lettland oder Estland verbracht wurde, um die kleinen baltischen

Nationen allmählich zum Verschwinden zu bringen. Eine westliche Verneigung vor der östlichen Großmacht, die Vorteile für Italiens Wirtschaft verspricht, und Moskaus Bürgermeister Luzhkov beeilt sich, den Italiener zu bestätigen, indem er sich zu der Behauptung verstieg: „Die Russen werden (in Lettland) schlechter behandelt als die Dissidenten im Kambodscha Pol Pots.“ Babel in Reinkultur.

Wenn wir den kleinen Völkern Vorfahrt geben, werden wir die Erfahrung machen, daß es sich hierbei um Völker handelt, die entsprechend einer Definition von Milan Kundera ständig in ihrer Existenz bedroht sind: „Ein kleines Volk ist ein solches, dessen Existenz in jedem Augenblick mit einem Fragezeichen versehen ist; ein kleines Volk kann jederzeit untergehen, und es ist sich dessen bewußt.“ Was diese Möglichkeit und das Bewußtsein dieser Möglichkeit für Litauer, Sorben oder Kroaten bedeuten kann, das beschreibt der slowenische Schriftsteller Drago Jancar so: „Für einen slowenischen Schriftsteller bedeutete das immer und bedeutet es weiterhin vor allem widerstehen. Selbstbestätigung im Widerstehen. Das erste slowenische Buch war ein Ergebnis des Protestantismus, die Situation des gegenwärtigen slowenischen Schriftstellers ist ebenfalls eine protestantische. Es geht dabei nicht nur um die Verteidigung der Sprache und des Volkes, sondern um die Verteidigung einiger



moralischer Grundsätze schöpferischer Freiheit. Dem slowenischen Volk wie dem slowenischen Schriftsteller ist niemals etwas geschenkt worden, alles mußte erkämpft werden, auch um den Preis der Einsamkeit, Demütigung, Verfolgung, Verbannung und Gefängnis.“ Jancar weist darauf hin, daß Franzosen, Russen und Engländer nicht gewöhnt sind, Fragen zur Fortexistenz ihrer Völker zu stellen. Ihre Hymnen sprechen daher von „gloire“ und „Ewigkeit“, während die polnische Hymne – auch Polen fand sich zeitweilig in der Gesellschaft der kleinen Völker, die hier angesprochen sind – schlicht und präzise sagt: „Jeszcze Polska nie zginela“ – Noch ist Polen nicht verloren. Wortwörtlich lassen sich die slowenischen Erfahrungen auf die Esten, Letten und Litauer übertragen.

Der nächste Schritt wäre dann eine Zu-

sammenarbeit mit diesen Nationen. Jancar sieht zwei Möglichkeiten: Flucht aus der Geschichte oder das Aushalten der Geschichte. Flucht aus der Geschichte beinhaltet das ständige Beklagen alter Verwundungen, das Verharren in einmal gemachten negativen Erfahrungen, die sich dann als *self-fulfilling prophecy* immer wieder einstellen. Diese Lösung führt höchstens zu einem Nebeneinander oder beschwört die Gefahr herauf, gemeinsam in einen „*melting pot*“ der globalen Coca-Cola-Kultur einzugehen, wie Johann Baptist Metz in seiner politischen Theologie es ausdrücken würde.

Die zweite Möglichkeit wäre ein Aufarbeiten der Geschichte, ein Aushalten der Geschichte, ein Aufschneiden der Geschichte, so wie sie war. Dies ist nicht einfach. Für Slowenen bedeutet es, den Abstimmungssieg der deutschsprachigen Seite in Kärnten nach dem Ersten Weltkrieg als ein für die Deutsch-Kärntner erfreuliches Faktum anzuerkennen, auch wenn es schmerzt, mit der Erkenntnis zu leben, daß das Zusammenleben von Deutschsprachigen und Slowenen in der Republik Österreich zur Assimilierung von 80 % der Kärntner Slowenen geführt hat, so daß der slowenische (links-katholische) Dichter Edvard Kocbek Kärnten als den „*größten slowenischen Friedhof*“ bezeichnen konnte; für die Deutschsprachigen bedeutet es die Anerkennung, daß die Slowenen mit ihrer kulturellen und historischen Identität zu Kärnten gehören, und daß es kein Ruhmesblatt deutsch-österreichischer Kultur ist, durch sozialen, wirtschaftlichen, politischen und

kulturellen Druck zur Marginalisierung und Assimilierung der Kärntner Slowenen beigetragen zu haben. Jetzt können beide Seiten – Deutsche und Slowenen, Polen und Litauer, Letten und Russen, Esten und Baltendeutsche, Danziger und Kaschuben, Deutsche und Sorben usw. usw. – die ganze Vergangenheit auf sich nehmen, gerade aus dem Grunde, daß sie sich nicht mehr wiederholt. Und dann können wir uns einer gemeinsamen Aufgabe stellen, die ein pingstliches Miteinander möglich macht.

So wäre dann der nächste Schritt zur Symbiose als Beitrag zu einem friedlichen Miteinander der gemeinsame Widerstand gegen eine Gefahr, die allen Völkern Europas droht, besonders aber den kleineren Nationen Mitteleuropas: Nivellierung auf Primitivniveau und Verlust der eigenen Identität. Drago Jancar sieht diese Gefahr sehr deutlich: „*Der amerikanische melting pot beschränkt sich nicht auf den nordamerikanischen Kontinent, seine Attraktivität beruht auf dem Individualismus, der zum Motor der gesellschaftlichen Dynamik geworden ist. Darin liegt noch nichts Schlechtes. Das Problem besteht einzig und allein darin, daß der Mensch sich von einem kultur-chauvinistischen Tier in ein Interessentier verwandeln kann. Dieses wird nicht nur von oberherab auf all unsere slowenisch-deutschen, ungarisch-rumänischen oder auch litauisch-polnischen Unterschiede herab sehen, sondern kraft seines ihm eigenen Schwergewichts allen seine eigene, für alle gleiche Kultur aufzwingen. Diese Kultur wird zweifellos provinziell sein. Sie wird zudem keinerlei autochthone Quellen haben noch*



Bernt Notke, „Pfingsten“ (1483), Heiliggeistkirche in Reval/Tallinn.

Raum bieten für irgendwelche Krisenherde. Sie begnügt sich mit der Vereinheitlichung und dem Durchschnitt des Mittelmaßes. Es ist nicht schwer festzustellen, wie schnell dieser Prozeß schon jetzt verläuft.“ Jancar sieht im allgegenwärtigen McDonalds, im Broadway Musical, das aus allen Nationalkulturen schöpft, den Vorboten einer Universalkultur, ich würde sagen: das Modell Babel, das alles zu einem großen Big-Mac-burger verarbeitet und die ganze Welt mit dem überschwemmt, was durchschnittlich ist, was auf den ersten Blick hin gefällt, und was man nach dem ersten Takt schon akzeptieren kann. Kein Platz mehr für Problemfälle, für Krisen und Paradoxe, so Jancar.

Ich denke, wir können Jancar zustimmen, wenn er sagt: „*Es geht uns nicht ums Überleben, sondern um das gemeinsame Leben, ein Leben, das nicht auf der ständigen Erneuerung uralten Hasses beruht, sondern statt dessen auf der Versöhnung mit dem, was war, einem tiefen Verständnis dessen, was ist, einer schöpferischen Verantwortung für das, was kommt. Und nicht um ein Leben, das um seiner planetarischen Kultur willen, die sich auf Durchschnittlichkeit versteht und damit zufrieden ist, alle Unterschiede niederwalzt, genau so intensiv jene, die schädlich, wie jene, die schöpferisch waren. Auswege haben wir eigentlich zwei: Entweder lernen wir es zusammenzuleben, mit allen Unterschieden, mit allem, was war und was ist; oder wir lassen uns, mit allem, was war und was ist, zu einem großen Hamburger namens McDonalds Big Mac zermahlen.*“

Um diese letztere Vision nicht Wirklichkeit werden zu lassen, brauchen wir das Gebet, welches Johann Baptist Metz als Unterbrechung beschreibt: ein Treffen wie hier in Gemen als ein großes Gebet „*im ABC aller Sprachen und Töne*“, das kleine Gebet des Alltags, das Gott preist, ohne die Angst zu verschweigen. Wir brauchen das gemeinsame Gedenken, das aus diesen Unterbrechungen, aus diesem Gebet erwächst: das Gedenken Babels, das zum Widerstand auf-

## JAHRESHAUPTVERSAMMLUNG

Am Samstagnachmittag fand in Gemen die jährliche Mitgliederversammlung des Adalbertus-Werkes e.V. statt.

In seinem Jahresbericht gab der Vorsitzende einen Überblick über die Bildungsveranstaltungen im Jahr 1997/98. Neben den Haupttagungen in Gemen und Danzig sowie der Religiösen Frühjahrstagung in Essen-Werden, über die im *adalbertusforum* ausführlich berichtet wurde, fanden Bildungstreffen in Berlin, Braunschweig, München, Gütersloh und Elmshorn statt. Thematisch waren sie auf das Doppeljubiläumsjahr „1000 Jahre hl. Adalbert und 1000 Jahre Danzig“ und das „Wirken der Zisterzienser im unteren Weichselraum“ ausgerichtet.

In Danzig hat im April zum ersten Mal ein

Treffen der dortigen Mitglieder stattgefunden (inzwischen 48), auch hierüber wurde berichtet.

Das Adalbertus-Werk ist weiterhin in den übergeordneten Gremien der Katholischen Vertriebenenarbeit maßgeblich vertreten, der Vorsitzende gehört zu den Vorständen der *Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Vertriebenenorganisationen* und des *Katholischen Flüchtlingsrates*, aus deren Arbeit er einen kurzen Bericht gab. Wichtige Beratungsthemen waren dabei vor allem die veränderte Stellung der Visitatoren sowie die Aussiedlerarbeit.

Der Kassenbericht ergab eine ausgeglichene Kassenlage, Dank der weiterhin großen Spendenfreudigkeit der Mitglieder, die letztlich erst unsere Bildungsarbeit und insbesondere die Herausgabe des *adalbertusforums* ermöglicht.

Auf der Tagesordnung stand die Neuwahl des Kassenwartes und der Schriftführerin. Erster wurde vollzogen, indem die Versammlung Ulrich Wobbe, Frankfurt, einstimmig zum neuen Kassenwart wählte und Johannes Tucholski nach 28jähriger Tätigkeit mit Dank und großem Applaus verabschiedete. Die zweite Wahl erübrigte sich, da Christel Gollmann sich bereit erklärte, das Amt der Schriftführerin noch für zwei Jahre bis zu den turnusmäßigen Neuwahlen zu behalten.





ruft, das Gedenken des pfingstlichen Jerusalems, das uns begeistert für Sprache und für die Sprachen. Noch einmal möchte ich die Frankfurter Allgemeine Zeitung von Pfingsten '89 zitieren und beherzigen: „Es geht um eine rationale Begeisterung durch Sprache und für die Sprache. Zu den glanzvollen Pfingstfeiern des Mittelalters gehörten Turniere: die Sprache des Schwertes und der Lanze. Das war wohl ein Mißverständnis. Das Pfingstereignis ist viel eher ein Anlaß, ein hinreißendes Gedicht zu suchen. Und es mindestens drei Leuten vorzulesen.“ Und das will ich hiermit abschließend auch tun:

## Erde

Meine süße europäische Heimat,  
Der sich auf deine Blumen niedersetzende  
Falter

befleckt seine Flügel mit Blut.

Blut füllt die Kelche der Tulpen,  
Schillert als Stern auf dem Boden der  
Winden

Und spült das Korn deines Getreides.

Deine Menschen wärmen ihre blauen  
Hände

An der Wachskerze der Schlüsselblume  
Und hören im Feld den Wind

Heulen in den Läufern entschierter Waffen.

Land, wo es keine Schande ist zu leiden,  
Wo man bewirtet wird mit dem Glas  
bitteren Tranks,

Auf dessen Grunde das Gift der  
Jahrhunderte lauert.

In deinen zerrissenen Abend der nassen  
Blätter,

An Gewässern, in denen immer noch Rost  
Von verfallenen Rüstungen der Zenturien  
fließt,

Am Fuße zerschmetterter Türme,  
Im Schatten der Spindel wie Schatten von  
Aquädukten,

Unter dem ruhigen Baldachin aus  
Eulenflügeln.

Roter Mohn, vom Reif der Tränen geköpft.

Czeslaw Milosz, 1949, Washington  
Übersetzung: Karl Dedecius

Hier spricht ein Pole mit Wurzeln auch in Litauen von der „ojczyzna“, und es ist 1949 in Washington. *Ojczyzna* ist nicht nur Heimat, wie Dedecius übersetzt, sondern auch Vaterland, und dieser Pole versteht es, nach all dem, was erst vier Jahre zurückliegt, unter dieser *Ojczyzna*, diesem Vaterland, nicht einfach Polen zu verstehen, sondern Europa, nicht das der babylonischen Systeme Berlins oder Moskaus, sondern das pfingstliche, wenn auch im vergossenen Blut und im Reif der Tränen geeinte Europa. Vertrauen wir dieses Europa einer Frau an, die Menschränen kennt wie keine zweite. Nennen wir sie in den Sprachen, die zur Kultur des Ostseeraums gehören: slawische und germanische, baltische und finno-ugrische Töne, aber auch das Wort, das wurzelt in Jerusalem, Rom und Athen: Mutter der Schmerzen, *sapju Dievmate*.

*Bogurodzica, Mätär Theou,  
kleine Schwester, Bat Zion,  
Consolatrix afflictorum,  
sapju Dievmate.*

Leider konnte ich erst am Donnerstag um 15 Uhr in Gemen sein. Aus diesem Grund kann an dieser Stelle von mir nichts über den ersten Teil der „Wirtschafts- und Geographie-Werkstatt Ostseeraum“ berichtet werden. Was aber gesagt werden muß ist, daß der Sitzungsraum schon recht bunt gestaltet war mit einem langen Bilderstreifen, auf dem ein Tandem mit weitaus mehr als zwei Sätteln abgebildet war. Auf jedem Sattel war ein Teilnehmer des morgens zu sehen (selbstgemalt) und um ihn Dinge, die er mit sich selbst verbindet. Der Raum war also durch ein gemeinsames Kunstwerk von Polen und Deutschen wesentlich verschönert worden.

Als dann das Nachmittagsprogramm begann bzw. das Programm vom Vormittag fortgeführt wurde, bestätigte sich das, was ich bei Betrachtung des Riesenfahrrads befürchtet hatte. Es saßen, wie schon im letzten Jahr, weit mehr polnische als deutsche jugendliche Teilnehmer an den Tischen. Aber das mußte nichts bedeuten ...

schließlich war es im Vorjahr letztendlich doch noch lustig gewesen.

Ruth Baroch, die das Donnerstag-Programm vorbereitet hatte, stellte mich kurz den anderen vor, und dann ging es auch schon los. Es wurden die am Vormittag in Gruppen erarbeiteten politischen und (land-)wirtschaftlichen Fakten und Zahlen auf einer großen Karte eingetragen. Diese Karte zeigte den gesamten Ostseeraum mit allen Staaten, die ein Stückchen Strand an der Ostsee besitzen. Ziemlich schnell war die Karte bunt gemalt. Nun war für jedermann ersichtlich, welches Land arm/reich ist, Berge/Flüsse usw. in welchem Umfang besitzt.

Danach wurde die Frage gestellt, in welches Land man am liebsten verreisen würde. Fast alle, die darauf eine Antwort gaben, nannten Schweden, Finnland oder Dänemark. Als dann die Frage aufkam, warum man nicht beispielsweise gerne nach Litauen oder Estland fahren möchte, wurde bald deutlich, daß über diese Länder viel zu wenig Wissen gegenwärtig ist. Leider ging dann die abschließende Diskussion ein wenig einseitig weiter, da – wie ich vermutete – sich viele Polen nicht zutrauten, an der Debatte teilzunehmen.

Am Freitag ging es weiter mit „geschichtlichen und kulturellen Gemeinsamkeiten der Ostseeländer“. Dazu hatte Norbert Czerwinski Sprachkarten vorbereitet. Auf diesen Karten waren aus allen Sprachen der „Ostseeländer“ gleichbedeutende Wörter aufgedruckt. Jeder der Anwesenden (leider wesentlich weniger als am Vortag) bekam eine solche Karte und mußte nun denjeni-

gen suchen, der die Karte hatte mit der „verwandten“ Sprache. Als jeder seinen Bruder bzw. seine Schwester gefunden hatte, begann der lustige Teil. Der Reihe nach wurden die unbekanntesten Wörter vorgelesen und bevor das polnische ausgesprochen war, mußten wir alle gemeinsam versuchen herauszubekommen, was das nun bedeutete. Es war ein bißchen wie im Vorspann der berühmten „Sendung mit der Maus“ (Das war Lettisch...) und alle hatten eine Menge Spaß.

Danach berichtete Norbert Czerwinski über die sprachliche Entwicklung in den verschiedenen Ländern. Vertieft wurde dieses



im zweiten Teil, als die geschichtliche Entwicklung jedes Landes in einzelnen Gruppen dahingehend unter die Lupe genommen wurde, daß alle Aufeinandertreffen der Völker (Kriege, Bündnisse, Missionierungen) vermerkt wurden. Anschließend wurde das erarbeitete Wissen ausgetauscht und eine neue große Karte angefertigt. Diesmal waren die Länder farblich miteinander verbunden, wobei eine Farbe immer dieselbe Bedeutung hatte (schwarz stand zum Beispiel für Krieg). Zusätzlich wurden die Verbindungslinien mit Jahreszahlen und Pfeilen versehen, damit man deutlich sehen konnte, von welchem Land zum Beispiel die Missionierung ausging. Am Ende des Freitag-Programms hing an der Wand die zweite bunte „Ostseeraumkarte“ und alle waren wieder ein bißchen schlauer.

Dann kam der „Bunte Abend“ mit viel Tanz und Spiel...

Am Samstag waren alle Teilnehmer im Programm, welches von Adalbert Ordowski und Claudia Gawrich geleitet wurde. Schwerpunkt des Vormittags war die „Kirche in den Ostseeländern“. Wieder hing eine Karte an der Wand, diesmal eine gedruckte (es ist wohl überflüssig, zu sagen welches Gebiet auf ihr zu sehen war). Alle Teilnehmer saßen in einem Stuhlkreis beisammen. Dann legten „unsere Leiter“ Karteikarten in die Mitte des Kreises, auf denen Einwohnerzahlen und die Anzahl der Mitglieder der verschiedenen Konfessionen (in Prozent) der einzelnen Ostseeländer standen. Der Clou an der ganzen Sache war, daß nicht dabeistand, um welches Land es sich dabei handelte. Und schon ging die

(Be-)Raterei los, denn die Karten sollten den richtigen Ländern zugeordnet und an die entsprechende Stelle auf der Karte geklebt werden.

Nachdem das geschafft war, bekam jeder einen Zettel, auf dem allgemeine Fragen über den politischen Einfluß der Kirche, politische Themen in der Kirche und die Stellung der Jugendlichen in der Kirche standen. Es bildeten sich „gemischte“ Gruppen, in denen leider aus Mangel an deutschen Teilnehmern immer nur ein deutscher Jugendlicher vertreten war. Dies erwies sich als etwas kompliziert, weil die Diskussion auf Deutsch geführt werden sollte/mußte (wir deutschen Teilnehmer konnten/können ja kein Polnisch).

Doch es kamen anregende Diskussionen

zustande, und es wurden Meinungen intensiv ausgetauscht. Zum Beispiel über die Rolle der Kirche in der umstrittenen Abtreibungsdebatte (sowohl in Deutschland als auch in Polen), oder ob in Polen mehr Glaube und Tradition oder – vor allen Dingen in ländlicheren Gebieten – der Zwang („Was sollen denn die Leute von uns denken?“) die Jugendlichen in die Kirche zieht. Es war interessant zu erfahren, wie die anderen Gruppenmitglieder über die Themen dachten und sehr erfreulich, daß wirklich jeder seine Meinung und Gefühle „äußerte“. Zuletzt setzten sich alle wieder in den Kreis zurück und es folgte ein großer Austausch der Ergebnisse/Erfahrungen der einzelnen Gruppen, wobei wieder Neues auftauchte.

Jennifer Neudeck

## KINDERPROGRAMM

### Mittwoch: *Anreise*

Wie eben ein Anreisetag ist: Zimmersuchen, Bettbeziehen, Sachenauspacken, Abendessen, Diasgucken, Schlafengehen...

### Donnerstag: *Die Wikinger*

Wir haben uns diese rauhen Burschen etwas genauer angeschaut! So rauh waren sie ja gar nicht: sie haben Felle zu Kleidern verarbeitet, Korn angebaut, Bestecke geschnitzt, Hütten gebaut und natürlich Schiffe, große und prächtige Schiffe. Ihr Wahrzeichen waren die Drachenköpfe und die rot-weißen Segel. Und mit ihnen sind sie

Abends beschäftigten wir uns mit dem heiligen Christopherus im Familiengottesdienst. Leider hatten wir kleinen Familienmitglieder ein paar Schwierigkeiten, dem Gottesdienst zu folgen. Dafür hatten wir um so mehr Spaß, als es dann mit einem Tanzlied übergangslos aus der Kirche in den Burghof zur Polonaise und dem Tanzabend ging! Dabei kamen wir beim „Kleinen Matrosen“, bei „10 kleinen Seeräubern“ und natürlich beim Disco-Tanz á la Brede voll auf unsere Kosten. Den Abschluß bildete das Abendgebet mit Paul in der Kapelle, der uns glaubhaft versicherte,

daß der Heilige Geist kein Geist ist, vor dem wir große Angst haben müßten.

### Samstag: *Nils Stensen, der Heilige aus dem Ostseeraum*

Wir haben die Geschichte von Nils Stensen gehört und haben alle, große und kleine Menschen, versucht die Geschichte zu verstehen. Aber sie war doch ziemlich schwierig!



dann über die Meere gesegelt und haben Angst und Schrecken verbreitet. Da waren sie dann allerdings doch ziemlich rauh!

### Freitag: *Klaus Störtebecker und die Piraten*

Auf unserer nachgebauten Ostsee aus Sand, Steinen, Blättern, Holz und Tüten ließen wir unsere Piratenschiffe die gleiche Strecke fahren wie einst Klaus Störtebecker und seine Kumpanen. Er beraubte allerdings hauptsächlich die reichen Handelsschiffe und teilte ihre Beute gerne mit den ärmeren Küstenbewohnern, die ihn dafür sehr schätzten. Im Gegensatz zu den Handelsherren und Kaufleuten, denen er über Jahrzehnte immer ein Stück voraus war, bis sie ihn dann doch erwischten und mir-nix-dir-nix den Kopf abschlugen.

Dafür haben wir abends viiiiiel schwierigere Dinge vollbracht: wir haben gelernt, die Farben auf Polnisch zu nennen, Ja und Nein zu sagen, Danke und Bitte herauszubringen und schließlich „Bruder Jakob“ zu singen!

### Sonntag: *Klasse Höhepunkt!*

Morgens haben wir mit allen am großen Festgottesdienst teilgenommen und anschließend an der „Kreuzfahrt durch den Ostseeraum“ in der Stunde der Gemeinschaft.

Und nachmittags dann der Höhepunkt: Ausflug mit Eisessen, Spielplatz und Bootchen fahren! Das war einfach Klasse! Das fanden auch die Großen, die die Kleinen betreuen „mußten“, aber das fiel ihnen gar nicht schwer!

Mirjam Willert

## Gottesdienste

Gemeinschaft im Gebet und in der Feier der Eucharistie zu pflegen und diese auch besonders zu gestalten, ist stets ein zentrales Anliegen in Gemen gewesen. Seit vielen Jahren liegt ein besonderer Akzent in einer Gestaltung der Gottesdienste über Sprachgrenzen (deutsch/polnisch) und konfessionelle Unterschiede hinweg sowie als verbindendes Element zwischen den Generationen, im fruchtbaren Zusammenwirken zwischen Laien und den anwesenden Priestern.

Traditionell wird der Eröffnungsgottesdienst in Gemen als Votivmesse zum Hl. Geist gefeiert, so auch in diesem Jahr. Zu unserer Freude waren der langjährige Geistliche Beirat des Adalbertus-Werkes, Prälat Johannes Goedeke, und sein Nachfolger im Amt, Pfarrer Paul Magino, gemeinsam mit dem wieder aus Danzig angereisten Pfarrer Erich Knobel die Zelebranten.

Thema des Familiengottesdienstes, der wiederum den gemeinsamen Festabend am Freitag einleitete, war das Heiligenfest des Tages, der hl. Christopherus. Die Betreuer und Teilnehmer des Kinderprogramms gestalteten zusammen mit Pfarrer Johannes Klafke diese hl. Messe mit Gebeten, Liedern und Texten zum Leben des Heiligen und einer Lesung mit verteilten Rollen. Singend zogen Jung und Alt nach dem Segen aus der Kapelle in den Burghof, um den geselligen Abend mit der üblichen Polonaise zu eröffnen.

Als Höhepunkte des geistlichen Programms erlebten die Teilnehmer den ökumenischen Wortgottesdienst am Samstagabend sowie das Festhochamt am Sonntag, dem 26. Juli.

Im Rahmen des Tagungsprogramms hatten drei Bischöfe der katholischen und der protestantischen Kirche den Weg nach Gemen gefunden. Es war ein gemeinsames Anliegen, nicht nur in der Diskussion sondern auch im Gottesdienst miteinander verbunden zu sein, so wirkten die Bischöfe Einar Soone (lutherischer Weihbischof in Wilna/Estland), Hubertus Brandenburg (Bischof von Stockholm/Schweden) und Andrzej Sliwiński (Bischof von Elbing/Polen) neben den sechs weiteren anwesenden Geistlichen bei beiden Gottesdiensten mit.

Dem sonntäglichen Festhochamt stand Bischof Sliwiński vor, die Predigt hielt Bischof Brandenburg, Weihbischof Soone wirkte bei den Fürbitten mit. Als mittlerweile bereichernde Tradition hat sich die weitgehende Zweisprachigkeit in Polnisch und Deutsch für die Texte und Lieder herausgebildet, so daß dieser Gottesdienst – durch den als Kantor wirkenden Pater Zils bestens angeleitet – für die Teilnehmer beider Nationen und für die in ihrer Christus-König-Kirche gastgebende Gemeinde von Gemen jedes Jahr neu zu einem besonderen Erlebnis wird.

In dem ökumenischen Wortgottesdienst am Samstagabend für Frieden und Versöhnung unter den Völkern mit der Intention: „Gerechtigkeit für die zu Unrecht Verfolgten“ betrachteten wir anhand kurzer assoziativer Texte das Schicksal ungerecht Leidender und Verfolgter in unserem Jahrhundert. Symbole für diese Assoziationen waren die im folgenden genannten, welche dem Kanon der Bil-



dersprache der sogenannten „Leidenswerkzeuge Jesu“ entlehnt waren und die auch als sichtbare Symbole von den Lektoren der jeweiligen Textes vor einem Kreuz niedergelegt wurden.

Unter den folgende Überschriften wurden sieben Meditationsakzente gesetzt:

Symbol 1: *Silberlinge*; dreißig Silberlinge erhielt Judas für seinen Verrat. *Profitgier macht nicht halt, wenn es um Menschenleben geht.*

Symbol 2: *Geißel*; auf das Geheiß des Pilatus wurde Jesus gezeißelt, auch wenn er ihn für unschuldig hielt. *Menschen – unschuldig der Willkür anderer ausgeliefert und in Folterkammern geführt.*

Symbol 3: *Dornenkrone*; Jesus wurde mit der

Dornenkrone gekrönt und verspottet. *Menschen werden mißhandelt und hinter Stacheldraht gesperrt.*

Symbol 4: *Rohrstab*; Jesus wurde geschlagen und zum Richtplatz getrieben. *Menschen werden durch Gewalt und Hunger vertrieben.*

Symbol 5: *Hammer und Nagel*; mit Hammer und Nägeln wurde Jesus ans Kreuz geschlagen. *Menschen werden der Vernichtung preisgegeben.*

Symbol 6: *Schwamm mit Essig*; Jesus dürstete am Kreuz und er erhielt einen Schwamm voll Essig. *Menschen hungern wegen vergifteter Nahrung, verseuchter Umwelt.*

Symbol 7: *Lanze*; um sich zu versichern, daß Jesus schon gestorben war, stieß ein Soldat ihm eine Lanze in die Seite. *Menschen führen nach wie vor Kriege zur Durchsetzung macht- und wirtschaftspolitischer Interessen.*

Eine Passage aus dem Lukasevangelium (24,36.44-49a), die die Verheißung der Auferstehung beinhaltet, schloß diesen Teil des Gottesdienstes ab und war Gegenstand der Predigt von Pater Diethard Zils. Mit Osterkerzen in den Händen, erklang zum Abschluß des Gottesdienstes das *Vater unser* in polnischer, estnischer, schwedischer und deutscher Sprache und – nach dem von allen drei Bischöfen gemeinsam erteilten Segen – der Kanon: „*Wir erwarten einen neuen Himmel, wir erwarten eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.*“

**Viola Nitschke-Wobbe**

## Kulturelle Beiträge rund um den Ostseeraum

Die bildenden Künste, Literatur vom Märchen bis zum satirischen Gedicht sowie manches Beispiel aus Brauchtum und Geschichte, waren Gegenstand der drei kulturellen Beiträge, die das Gemenprogramm in diesem Jahr enthielt.

Die **Wechselbeziehungen in der bildenden Kunst des Ostseeraumes** fächerte Dipl.-Ing. Gerhard Nitschke in einem eindrucksvollen Diavortrag auf. Er eröffnete die Darstellung mit einigen Karten und Bildern, die das gemeinsam Erbe aus der Zeit der Völkerwanderung zeigten und entwickelte die Zusammenhänge im Ostseeraum in einer Reihe von Themenschwerpunkten, die zudem den historischen Kontext einbezogen.

Unter der Überschrift *Christianisierung* standen die Klöster der Zisterzienser im Mittelpunkt, das Stichwort *Kirchbauten/Dome* führte uns die Dombauten von Lübeck über Riga und Visby bis Nowgorod vor Augen, aber auch die Holz- und Rundkirchen Schwedens und Dänemarks. Die *Burgen und Schlösser* des Deutschen Ritterordens in Litauen, Lettland und Estland bis hin zur Marienburg erwiesen sich als beeindruckende Zeichen der Profanarchitektur des 13.–16. Jahrhunderts. Unter dem Stichwort *Stadtentwicklung* im Zeichen der Hanse wurde die Verwandtschaft der Hansestädte rund um die Ostsee augenfällig: Stadtsilhouetten eröffneten diesen Bildteil. Ein Detail behandelte der Referent

dann die Themen *Stadtklöster, Rathäuser* und die großen *Kirchbauten der Gotik* – Pfarrkirchen der Bürger – wie auch die *Toranlagen* der Stadtbefestigungen.

Exemplarisch für Zeugnisse der *Plastik und Malerei* ist das Wirken Bernt Notkes (um 1470–1507) und seines Kreises zu sehen. Exponate sind heute noch in Lübeck und Reval erhalten.

*Bürgerhäuser* (von Kopenhagen über Danzig bis Riga) und *Schlösser der Renaissance* (insbesondere in Schweden und Dänemark) sind sichtbare Zeichen des Wohlstandes und der kulturellen Blüte in dieser Zeit. Parallele Entwicklungen in der Formensprache des *Barock* von Lettland bis St. Petersburg stellte der Referent an prächtigen Kirch- und Palastbauten dar. Bilder von der Sommerresidenz Peters I. in St. Petersburg – erbaut von dem Danziger Andreas Schlüter – bildeten den krönenden Abschluß des Vortragsabends.

Im Zeichen des **Danziger Journalisten und Schriftstellers Johannes Trojan** (1837 Danzig bis 1915 Rostock) stand der literarische Abend zum Ausklang des Gementreffens am Sonntag. Gerhard Erb zeichnete ein Lebensbild Trojans und las aus seinen Texten. Die Lesungen wurden gewissermaßen illustriert durch etliche Dias aus dem heutigen Danzig, die manche der in den Texten genannten Orte zeigten.

Trojan, der als politischer Satiriker an der Zeitung „Kladderadatsch“ mit dem preußi-

schen Staat öfter in Konflikt geriet, mußte unter anderem auch in der Festung Weichselmünde einsitzen. Die Beschreibung dieser Haftzeit und wie er zuvor die Straßen und Plätze der Stadt quasi in sich aufnimmt, um sich dessen dann in der Haftzeit erinnern zu können, war wohl der interessanteste der an diesem Abend verlesenen Textproben. Erinnerungen an seine Heimatstadt und ein literarisches Genre-Bild des Danziger Fischmarktes rundeten die Auswahl der Texte ab. Ein kurzweiliges Treiben in bezug auf die hohe und die alltägliche Kultur der Völker und Staaten rund um das **MARE BALTICUM**, dies sollte die „**Imaginäre Kreuzfahrt**“ in der Stunde der Gemeinschaft am Sonntagvormittag sein.

Im *Starthafen Lübeck* erhielten alle Teilnehmer eine *Bordkarte*, durch die sie während der *Reisezeiten* auf See zu Spielen im Kontext der Länder, die wir ansteuerten, eingeladen waren. Der Reiseweg war auf einer eigens gemalten großen Karte der Ostsee und ihrer Anrainerstaaten zu verfolgen, auf die während des Vormittages manche Städte-, Fluß- und Inselnamen nachgetragen werden mußten. Jeder *Landaufenthalt* in den angelaufenen Hafenstädten wurde mit einer Sightseeing-Tour mittels Dias eröffnet, um so Wissenswertes zur Stadt zu erfahren.

Gewinnen konnte an diesem Vormittag jeder und das nicht nur an Detailwissen: u. a. über kulinarische Köstlichkeiten der Länder rund um das Mare Balticum, oder wie man auf Lettisch, Estnisch, Litauisch einen guten Morgen wünscht, welche Währungen für die Reisekasse mitzuführen waren und welche Flaggen die angelaufenen Staaten führen. Wer weiß schon, wie sich die Dimension der Ostsee im Laufe der Jahrtausende entwickelt und verändert hat, wie auf speziellen Karten gezeigt wurde, ganz zu schweigen zu den historischen Fragen zur Geschichte der Hanse, die die Teilnehmer des Kinderprogramms den Erwachsenen vorlegten.

Abwechslung bot das Programm auch mit einigen Liedern aus den Reiseländern und einem literarischen Rätsel, in dem Ausschnitte von Texten Astrid Lindgrens, Hans Christian Andersens, Werner Bergengruens und Thomas Manns erkannt werden mußten.

Im *Zielhafen Danzig* angekommen, waren viele der Teilnehmer dann der Überzeugung, jedes der Länder rund um das Mare Balticum ist eine Reise wert, es wäre gut, sie besser kennenzulernen. **Viola Nitschke-Wobbe**



Riga, Dom und St. Petrikirche.

## AUSZEICHNUNG

### Aktion West-Ost erhält „Besondere Anerkennung“ beim JugendOSCAR der Körber-Stiftung

Die Körber-Stiftung hat der Aktion West-Ost im BDJ im Rahmen ihres Wettbewerbs JugendOSCAR 1997/98 für multinationale Projekte, eine „Besondere Anerkennung“ verliehen.

Mit dieser Anerkennung wurde die deutsch-polnisch-tschechische Jugendbegegnung der Aktion West-Ost gewürdigt, die unter dem Motto „Grenzen überschreiten“ vom 9. bis 16. August 1997 in Pirna bei Dresden stattgefunden hat.

Erstmalig haben dabei die Mitgliedsverbände der Aktion West-Ost gemeinsam mit ihren polnischen und tschechischen Partnergruppen eine trinationale Begegnung durchgeführt. Mit dem Projekt ist es gelungen, Grenzen zwischen Jugendlichen aus Ländern an der Nahtstelle von Ostmittel- und Westeuropa weiter zu überwinden und so einen Beitrag zum Zusammenwachsen Europas zu leisten.

Im Rahmen der Begegnung haben 110 Jugendliche in Arbeitskreisen zu den Themenbereichen EU, Jugend, Geschichte, Umwelt und Religion an historischen und aktuellen Fragestellungen gearbeitet, die das gemeinsame Zusammenleben und die gemeinsame Zukunft von Polen, Tschechen und Deutschen in Europa betreffen. Aber nicht nur die inhaltliche Arbeit, auch kreative Workshops, ein Planspiel, ein Sprachkurs oder eine gemeinsame Spendenaktion in der Dresdner Innenstadt für die Hochwasseropfer der drei Länder trugen zu intensiven Begegnungen bei.

Die Jury des JugendOSCAR der Körber-Stiftung hat das Projekt „Grenzen überschreiten“ als eine herausragende Aktivität bezeichnet. **Claudia Gawrich**

## ZUM GEDENKEN

### an Peter Lippert

Er gehörte mit seinem Bruder Klemens zu den getreuen Mitgliedern im süddeutschen Raum, schon bei der Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend und auch im Adalbertus-Werk. Die weite Anfahrt ließ sie beide nicht zu regelmäßigen Gementeilnehmern werden, aber immer wieder mal tauchten sie bei den Jahrestreffen auf, so auch Peter noch vor wenigen Jahren gemeinsam mit seiner Frau. Bis zu den ersten Treffen zurückreichende Kontakte wurden dann wieder aufgefrischt, die im Süden durch die häufigere Teilnahme an den Begegnungen in München dauerhaft erhalten blieben.

Peter wurde am 3. 6. 1934 in Danzig-Oliva geboren; nach der Vertreibung hatte er in Rosenheim eine neue Heimat gefunden, wo er bei der AOK beruflich tätig war. Neben seiner Familie und dem Beruf hatte er eine

Reihe von ehrenamtlichen Engagements: kirchlich in der KAB, der Marianischen Männerkongregation und in seiner Gemeinde, in der er vier Jahre Vorsitzender des Pfarrgemeinderates war, wie auch politisch in der CSU.

Am 27. 10. 1998 ist Peter Lippert relativ plötzlich verstorben, nachdem er jedoch schon seit fünf Jahren gegen die Beschwerden einer inneren Gewebeschwäche angekämpft hatte. Gott schenke ihm die ewige Freude und seiner Familie Trost in der Trauer über den Verlust.

### an Alfred Freyer

Am 30. 11. 1998 starb in Wittlich-Wenge-rohr Alfred Freyer, „erlöst“, wie es in der Traueranzeige heißt, „von seiner schweren Krankheit“, die er lange Jahre hat ertragen müssen, geborgen in der Fürsorge und Liebe seiner Familie.

Mit ihm ist erneut einer der engsten Mitarbeiter aus den Aufbaujahren unserer Arbeit von uns gegangen. Er war Gemen-Teilnehmer von 1947 an, lange Jahre engagiert im Arbeitskreis der Gemeinschaft, Mitinitiator bei der Gründung des Adalbertus-

Werkes und auch, als der Beruf als Lehrer und die Familie Priorität hatten, war er noch mehrmals mit seiner Frau und den beiden Töchtern in Gemen dabei. Am 9. 3. 1927 gemeinsam mit seinem Zwillingbruder Günter in Kladau bei Danzig geboren, wuchs er im Kreis von insgesamt sieben Geschwistern auf, geprägt im Elternhaus einer jener typischen katholischen Danziger Lehrerfamilien, in denen es insbesondere mit dem aufkommenden Naziregime keine Kompromisse gab.

Durch die Vertreibung wurden die Freyers nach Dorsten/Westfalen verschlagen, nicht weit von Gemen, so daß die ganze Familie in den ersten Jahren wie selbstverständlich zu den die Treffen und die gesamte Arbeit mittragenden Kräften gehörte.

In den letzten Jahren hat Alfred nur noch aus der Ferne des Eifelstädtchens, in dem er mit seiner selbst gegründeten Familie Heimstadt gefunden hatte, durch sein fortwährendes Interesse am Leben unserer Gemeinschaft teilnehmen können, teilweise gelähmt, in der Sprachfähigkeit behindert. Unsere Gemeinschaft schuldet ihm Dank und ein freundschaftliches ehrendes Andenken! R.I.P. **G. N.**

## VERANSTALTUNGEN

### Bildungstreffen im 1. Halbjahr 1999

25. April **Gütersloh**  
13. Juni **Elmshorn**  
27. Juni **Frankfurt/Main**

Änderungen bleiben vorbehalten.

### Tagung von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend

im Institut für Soziale Bildung des Bistums Essen, Knappschaftsstr. 14, 45886 Gelsenkirchen

**Termin: 6./7. März 1999,**  
Beginn Sa. 15.00 Uhr, Ende So. 13.30 Uhr

**Thema: Auf dem Weg ins 3. Jahrtausend:  
Kirche und Zukunft**

**Referent: Pater Diethard Zils OP, Mainz**

Die religiöse Frühjahrstagung findet diesmal – wegen Umbauarbeiten im Kardinal-Hengsbach-Haus in Essen-Werden – an einem anderen Ort statt. Wir hoffen dennoch wieder auf zahlreiche Teilnahme, besonders auch aus der jüngeren und mittleren Generation.

Wir freuen uns, daß wir diesmal Pater Zils als Referenten gewinnen konnten, der durch seine aktive Teilnahme an den letzten drei Gementreffen sich schon bei vielen großer Sympathie erfreut. Thema und Referent versprechen eine interessante Tagung!

**Anmeldungen zur Teilnahme bitte wieder an:**

**Herrn Johannes Schilke, Schimmelsfeld 29,  
45139 Essen, Tel. (0201) 283360**

### 53. Gementreffen 21.–26. Juli 1999

### 6. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig

**25. September bis 2. Oktober 1999**

**Thema: Deutsche – Polen – Balten.**

**Europäische Perspektiven im  
südöstlichen Ostseeraum**

Die Tagung wird sich mit der Geschichte und Kultur der verschiedenen Stämme im südöstlichen Ostseeraum auseinandersetzen – den Pommern, Kaschuben, Pruzzen, Balten – und versuchen, gemeinsame Zukunftsperspektiven in diesem Raum zu eruieren.

Interessenten mögen sich schon jetzt den Termin vormerken und sich bei der Geschäftsstelle bzw. telefonisch unter (0211) 400440 (Gerhard Nitschke) melden.

### Termine in Kreisau

6.–18. Februar  
**Musiktheaterworkshop**

3.–10. April  
**„Flucht – Vertreibung – Heimatverlust“  
Erfahrungen von Polen und Deutschen**

11.–17. April  
**Fortbildung: „Berufliche Bildung im euro-  
päischen Vergleich“**

1.–9. März und 18.–24. April  
**„First-Contact-Wochen“**

14.–16. Mai  
**„Die Rolle Rußlands im künftigen Europa“  
Maikonferenz der Stiftung Kreisau**

Ausführliches Programm wird auf Anfrage zugesandt

**Internationale Jugendbegegnungsstätte  
Kreisau,**

z. Hd. Herrn Stephan Erb  
PL-58-112 Grodziszczce, Krzyzowa 7  
Tel. (004874) 500300, Fax 500305